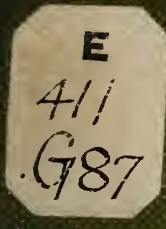


E
411
.G87





Class E411
Book .G87




Briefe

über

Nord-Amerika und Mexiko

und den

zwischen beiden geführten Krieg

von

Carl von Grone,

Königlich Preußischem Premier-Lieutenant im 26. Infanterie-Regimente.

Nach dessen Tode

herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet

von

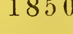
A. C. E. von Grone.

Braunschweig,

Druck von George Westermann.

NEW-YORK,

G. & B. Westermann Brothers.



1850.




Briefe

über

Nord-Amerika und Mexiko

und den

zwischen beiden geführten Krieg

von

Carl von Grone,

Königlich Preußischem Premier-Lieutenant im 26. Infanterie-Regimente.

Nach dessen Tode

herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet

von

A. C. E. von Grone.

Braunschweig,

Druck von George Westermann.

NEW-YORK,

G. & B. Westermann Brothers.

1850.

Entered according to Act of Congress, in the year 1849, by
G. & B. WESTERMANN BROTHERS,
in the Clerk's Office of the District Court of the United States for the
Southern District of New-York.

34997
'03

E411
G87

Vorwort

des Herausgebers.

Die Herausgabe der nachfolgenden Briefe meines Bruders, des am 23. April v. J. bei Schleswig gefallenen Premier-Lieutenants **Carl von Grone**, über Nord-Amerika und Mexiko, ist zunächst für seine Cameraden und zahlreichen Freunde in der preußischen Armee bestimmt, denen ich dadurch einen nicht unwillkommenen Dienst zu erzeigen hoffe. Indeß möchten diese Briefe auch wohl für manchen Andern nicht ohne Interesse sein, da in Folge der häufigen Auswanderungen nach Amerika der Beziehungen zu diesem Continente immer mehrere werden, und diese Briefe nicht bloß eine Schilderung dortiger militairischer Ereignisse und Einrichtungen enthalten.

Der Hauptzweck der Reise meines Bruders über England nach Amerika im Frühjahre 1847 war allerdings, an dem Kampfe der Vereinigten Staaten gegen Mexiko als Freiwilliger Theil zu nehmen, und sich in diesem Kriege als Soldat zu

versuchen und practisch weiter auszubilden. Nebenbei war es aber auch seine Absicht, jene interessanten Länder und die socialen und politischen Zustände ihrer Bewohner aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen. Eine gute Beobachtungsgabe und rege Wißbegierde, selbst auf Gegenstände gerichtet, die sonst den Militair wenig zu interessiren pflegen, verbunden mit Gewandtheit in den neuern Sprachen und dem Talente, mit Personen von der verschiedenartigsten Lebensstellung, Bildung und Nationalität leicht bekannt zu werden und in freundlicher, einnehmender Weise zu verkehren, kamen ihm dabei im hohen Grade zu statten.

Von den hier abgedruckten Briefen sind nur die beiden ersten an mich, die beiden letzten aber an den mit meinem Bruder sehr befreundeten Rittmeister Freiherrn von dem Busche-Münch*), der ihm im Tode auf dem Felde der Ehre leider nur zu bald gefolgt ist, gerichtet gewesen. Un-

*) Der Freiherr von dem Busche-Münch stand früher gleichzeitig mit meinem Bruder mehrere Jahre als Adjutant bei dem General-Lieutenant Grafen von der Gröben in Düsseldorf, welche Stellung bei der ächt ritterlichen Gesinnung, die beide in gleichem Grade beseelte, bald ein sehr genaues freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen zur Folge hatte. In der Mitte des April v. J. gingen sie zusammen von Düsseldorf aus nach Schleswig, um als Freiwillige an dem Kriege gegen die Dänen Theil zu nehmen. Nachdem mein Bruder dort gefallen war, setzte Herr von dem Busche mich hiervon sogleich auf eine sehr theilnehmende Weise in Kenntniß, übersandte mir auch später den Degen, den mein Bruder in der Schlacht bei Schleswig geführt hatte, wofür ich mich ihm noch immer verpflichtet fühle. — Aus dem vorigjährigen Kriege gegen die Dänen ohne Unfall zurückgekehrt, ward Herr v. d. Busche bald darauf zum Adjutanten des Prinzen Friedrich Carl von Preußen ernannt. An der Seite dieses Prinzen machte er in diesem Sommer den Kampf gegen die pfälzer

geachtet dieses Umstandes enthalten diese Briefe keine erhebliche Wiederholungen und bilden im Wesentlichen ein zusammenhängendes Ganzes. Außer denselben ist auch das von meinem Bruder auf seiner amerikanischen Reise geführte Tagebuch nach seinem Tode in meinen Besitz gekommen, welches viele höchst interessante Details über seine Erlebnisse enthält, die in den Briefen nur in allgemeinen Umrissen sich erwähnt finden. Aus diesem Tagebuche habe ich die Briefe theilweise vervollständigt, namentlich aus demselben die genaue Beschreibung des Zuges des Truppencorps unter dem Major Lally von Vera Cruz nach Jalapa, welche in den hier abgedruckten dritten Brief eingerückt ist, entnommen. Zu einer Herausgabe im Ganzen eignete sich dagegen das Tagebuch nicht, weil die darin enthaltenen verschiedenartigen Aufzeichnungen zu wenig verarbeitet und geordnet sind, dasselbe auch theilweise mit Bleistift geschrieben, und wegen der stattgehabten Abblassung der Schriftzüge an einzelnen Stellen nicht mehr genau zu entziffern ist. Nach verschiedenen in dem Ta=

---

und badenschen Rebellen mit, namentlich den kühnen Reiterangriff zwischen Philippsburg und Wiesenthal, wo er so schwer verwundet ward, daß sein Tod bereits am 8. Juli d. J. erfolgte. — Der Tod auf dem Schlachtfelde trifft die Tapfersten und Edelsten häufig gerade zuerst. Ihr Verlust, wie schmerzlich auch für die nächsten Angehörigen und Freunde, ist für das Vaterland und die Armee jedoch ein solcher nicht, sobald die Gesinnung unerschütterlicher Treue und aufopfernder Hingebung, welche die Gefallenen beseelte, bei den Ueberlebenden in voller Stärke nachwirkt. Daß dieser Geist in dem preußischen Heere der durchaus vorherrschende ist, leuchtet aus einer Menge von Beispielen hervor, und ist eine der schönsten und erhebendsten Erscheinungen in unserer Zeit, die im Uebrigen an Verirrungen und Verbrechen der entgegengesetzten Art, an Rebellion, Meutereien und Eidbrüchigkeit leider nur zu reich ist.

gebuche und in einem Anhange desselben enthaltenen Notizen und Zeichnungen von Märschen, Schlachtplänen, Befestigungen u. s. w. scheint es, daß mein Bruder die Absicht gehabt hat, über die Ursachen des Krieges zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko und über den ganzen Verlauf dieses Krieges, besonders über die darin vorgefallenen Hauptschlachten, eine zusammenhängende Beschreibung zu liefern. Diese Arbeit muß jetzt leider auf sich beruhen bleiben. Mir ist es wenigstens nicht möglich gewesen, aus den zu diesem Zwecke von meinem Bruder gesammelten Materialien etwas Zusammenhängendes auszuarbeiten.

Die nachfolgenden Briefe meines Bruders gehen bis zu seiner Rückkehr nach New = York, wo er am **14.** Februar **1848** wieder eintraf. Nachdem er von da aus den Niagara-Fall und die Kriegsschule in Westpoint besucht hatte, — ein Abstecher, der auf den dortigen Eisenbahnen sehr rasch abgemacht war, — trat er auf einem Segelschiffe die Rückreise nach Europa an, und landete nach einer sehr raschen Fahrt in der ersten Hälfte März in Havre de Grace, wo ihm die ersten Nachrichten von der französischen Februar = Revolution und der allgemeinen Gährung in den übrigen europäischen Staaten zukamen. Auf der Weiterreise hielt er sich nur in Paris ungefähr eine Woche auf, wodurch ihm die Gelegenheit ward, über den Hauptehergang jener Revolution, über das fernere Treiben der dortigen Parteien, über die Haltung

der Nationalgarde, des Militairs, und über verschiedene andere Zustände in Paris, unmittelbar an der Quelle manche höchst interessante Nachrichten und Wahrnehmungen zu sammeln.

Gegen Ende März v. J. (am 27.) besuchte er auch mich hier, jedoch nur auf einen Tag, weil er ungeachtet seiner noch nicht abgelaufenen Urlaubszeit eilte, baldmöglichst bei dem 26. Infanterie-Regimente einzutreffen. Die inzwischen eingetretenen Ereignisse, besonders die Vorgänge in Berlin, die an Mißhandlung gränzende Begegnung, welche dem Könige von dem dort zusammengelaufenen politischen Gesindel und der durch dieses in einen Zustand von politischem Fanatismus versetzten Berliner Einwohnerschaft widerfahren war, die dem preußischen Gardecorps für die strengste Pflichterfüllung zu Theil gewordene Behandlung, und überhaupt das wilde Um- und Ueberstürzen aller rechtlichen Verhältnisse, — hatten auch auf meinen Bruder einen erschütternden Eindruck gemacht. Er erzählte mir, als er unterwegs die erste sichere Kunde von der damaligen Lage des Königs erhalten, und bald nachher sich allein befunden habe, habe er geweint wie ein Kind. Und Thränen waren sonst seine Sache nicht. Von dem leidenschaftlichen Umwälzungstaumel, mit dem man damals alle bestehenden Einrichtungen, namentlich alle von monarchischem Ursprunge und monarchischer Bedeutung, einzureißen suchte, besorgte er über kurz oder lang auch eine Desorganisation der vortrefflichen preußischen Heereseinrichtungen. Dessenungeachtet erklärte er mir,

daß er im preußischen Militairdienste auszuharren fest entschlossen sei, so lange noch die geringste Aussicht vorhanden bliebe, daß sich das Haus Hohenzollern auf dem preußischen Throne behaupten werde. Uebrigens sei es sein Wunsch, für das königliche Haus und für die Ehre der preußischen Armee zu fallen, und zwar mit vollem Bewußtsein zu fallen. Welches Schicksal aber auch künftig dieser Armee bevorstehen und wie sein eigenes sich demnächst gestalten möge, dem Rufe der Pflicht und der Ehre in vollem Maße zu genügen, fühle er sich jetzt mehr denn je gedrungen.

Mit diesen Erklärungen verließ er mich, und ich habe ihn später nicht wieder gesehen. Daß es ihm mit diesen Erklärungen voller Ernst gewesen ist, hat er in dem Kampfe am Dannewerke vor Schleswig bewiesen. Friede und Ehre seiner Asche!

Geschrieben Westerbrak im Braunschweigischen
im Monat August 1849.

A. C. E. von Grone.

Inhaltsverzeichniß.

Lieber Bruder!

Portsmouth, den 21. Mai 1847.

Im Begriff Europa zu verlassen, benachrichtige ich Dich, wie es mir bis jetzt ergangen ist, und welche Aussichten ich habe.

Am 6. d. M. langte ich nach einer günstigen Fahrt über Rotterdam in London an. Die Aufnahme, welche ich in Folge der Empfehlungen des Grafen von der Gröben bei dem Gesandten Ritter Bunsen fand, war überraschend freundlich und gütevoll. Dabei trifft es sich für mich sehr günstig, daß der Gesandte aus Rücksicht für den Fortschritt der Civilisation sich sehr für die amerikanische Union interessirt, daß derselbe mit dem amerikanischen Gesandten, Mr. Bankroft, und dieser wieder mit dem amerikanischen Oberbefehlshaber, dem General Scott, befreundet ist. Mr. Bankroft hat mir offene Empfehlungsschreiben an den Präsidenten Polk, den General Scott und an einige andere einflußreiche Männer mitgegeben, und mir seine Ueberzeugung ausgesprochen, daß ich in Amerika auf das Beste aufgenommen werden würde. Außerdem habe ich auch vom Ritter Bunsen Empfehlungen nach Amerika. Somit läßt meine Einführung dort nichts zu wünschen übrig. Mr. Bankroft hat dem Schreiben an den Secretair des amerikanischen Kriegsministeriums die Briefe vom Ritter Bunsen und dem Grafen von der Gröben in Abschrift beigefügt. Wäre ich entfernt der Mann, wie diese mich bezeichnen, so könnte ich stolz sein. Ich erkenne aus dieser übertrieben günstigen Beurtheilung von Seiten meines bisherigen Commandeurs abermals seine unbeschreibliche Güte gegen mich, und bin nur besorgt, daß ich ihn bei den Amerikanern compromittire, wenn diese erkennen, daß meine Qualification hinter meinen Empfehlungen weit zurücksteht.

In London habe ich manches Interessante gesehen, wobei mir die Vermittelung unsers Gesandten sehr zu Hülfe gekommen ist. Eine Beschreibung von den Merkwürdigkeiten jener Weltstadt von zwei Millionen Einwohnern behalte ich aber einem spätern mündlichen Berichte vor. Es war mein Wunsch, am 18. d. M. auf einem Dampfboote von Liverpool nach New-York zu fahren. Meine Unkunde in Wechselgeschäften und eine Ungefälligkeit des Herrn C.... machte es mir nicht möglich, jene Gelegenheit zu benutzen. Mir war nämlich von den drei Gnadentagen nichts bekannt, weßhalb ich zu spät zu dem Banquier ging, um den Wechsel zu präsentiren. Dieser wollte den Wechsel nicht vor Ablauf jener drei Tage diskontiren, konnte mir auch wegen Mangels an Verbindungen mit Amerika keinen Wechsel dorthin ausstellen, weßhalb ich die bewußten 90 Pfund Sterling erst am 18. d. M. erhoben habe. Diesen Zeitverlust abgerechnet, macht sich die Sache aber günstig. Ich fahre nun mit einem vorzüglichen, schnellfahrenden Segelschiffe von 1000 Tonnen, der Margaret Evans, welche mit einer schönen, sehr eleganten Kajüte und einem geräumigen Verdecke versehen ist, und sich durch Reinlichkeit auszeichnet. Auch ist die Fahrt auf diesem Schiffe weit billiger. Sie kostet nur 20 Pfund Sterling, während die auf dem Dampfboote auf 38 gekommen sein würde.

An guter Gesellschaft fehlt es nicht. Mein Schlafgenosse (in jedem Kämmerchen sind nämlich zwei Betten übereinander) ist ein junger, ganz anständig aussehender Engländer aus London, ein freundlicher, sehr gefälliger Mann. Dann finde ich in der main-cabin, der ersten Kajüte, einige nicht uninteressant scheinende Damen, eine Französin und eine Engländerin, und einen jungen deutschen Künstler. Die übrigen Mitglieder der Reisegesellschaft kenne ich noch nicht. Die Margaret Evans ist gestern früh von London abgegangen und wird mich nebst einigen Andern etwa in acht Stunden hier an Bord nehmen. Mit Lectüre, theils zum Studium, theils zur Unterhaltung, habe ich mich reichlich versorgt. Vermuthlich etwa am 20. Juni in New-York anlangend, werde ich mich dort gleich mit Herrn Meyer

wegen des Credits, den Du mir bei ihm eröffnet hast, in Verbindung setzen, und wenn das Nöthige abgemacht ist, mich nach Washington zu dem Präsidenten Polk und dem Kriegs-Secretair begeben, von wo ich dann zu dem General Scott reise. Vor dem 10. Juli kann ich diesen wohl schwerlich erreichen. Wird der Frieden nicht schon in dieser Zeit geschlossen, so ist ein Winterfeldzug zu erwarten, und es kann dann noch genügend zu thun geben. Wegen der Briefe, welche von Dir etwa an Herrn Meyer in New-York gelangen, werde ich diesem mittheilen, wo ich aufzufinden bin. Außerdem kannst Du auch Deine Briefe an mich dem Herrn von dem Busche in Düsseldorf senden, der sie der preußischen Gesandtschaft in London zur Weiterbeförderung zuschicken wird. Je specieller die Nachrichten von Euch sind, desto willkommener werden sie mir sein.

Heute gegen Abend habe ich den hiesigen Kriegshafen befahren, und die Victory von 104 Kanonen, auf welcher Nelson gefallen ist, besucht. Später hatte ich noch im Mondscheine einen köstlichen Spaziergang auf einem Theile der Befestigung, von wo man die Rhede übersieht. Vor mir lagen verschiedene Kriegsschiffe, unter diesen auch der St. Vincent von 120 Kanonen, auf welchem der Admiral Napier in einigen Tagen nach Lissabon segeln wird, und nahe bei meinem Standpunkte ertönte die Abendmusik des 43. Regiments, das vor drei Wochen von Ostindien zurückgekehrt ist. Voll freudiger Erwartung der weiten Seereise und alles dessen, was folgen wird, rufe ich Dir, Deiner Frau und Deinen lieben Kindern ein herzliches Lebewohl zu! Gott mit Euch Allen!

Für immer Dein treuer Bruder

Carl.

Lieber Bruder!

Vera Cruz, den 27.—29. Juli 1847.

Am 23. Mai segelte ich von Portsmouth nach New-York ab. Es befanden sich manche ganz gebildete, umgängliche Personen unter den Passagieren in der ersten Kajüte. Ueberhaupt hatte die Margaret Evans außer der Schiffsmannschaft 410 Personen an Bord, von denen die meisten deutsche Auswanderer waren.

Auf der Fahrt längs der Insel Wight und längs der Südküste von England hatten wir einzelne malerische Ansichten. Später habe ich mich manchmal an der wechselvollen Beleuchtung des Meeres, an seiner Bewegung, an dem Gewölke über der weiten Fläche, an dem Auf- und Niedergange der Sonne und an dem Anblicke des nächtlichen Himmels erfreut. Wenn ich auf dem Verdecke liegend, in das Segelwerk, auf die Spitzen der hohen Masten und zugleich auf die funkelnden Sterne sah, erschien es mir oftmals, als ob die Himmelslichter über dem Kolosse, der schweigend durch die dunklen Wogen glitt, sich hin und her schaukelten; ein Blick nach unten begegnete dem räthselhaften Leuchten des Meeres, da wo die finstern Wellen sich brachen, und zuweilen flimmerten und blitzten an solchen Stellen Hunderte von Sternen gleich denen am Firmament. Das Meerleuchten war hier anderer Art, als bei Ostende, wo ich es früher beobachtet hatte. Seevögel sahen wir alle Tage, Delphine häufig; ferner einen Haifisch und eine große Schildkröte. Am 4. Juni Abends bei regnerischem, trübem Wetter wurde in einiger Entfernung ein heller Schein bemerkt. Wir hielten ihn für das Leuchten einer Schiffslaterne. Auch wir hatten wegen des Nebels eine solche aufgezogen. Morgens früh wurde ich durch Dr. Richardson mit den Worten: „ein Schiff in Feuer“ geweckt. Dr. Richardson's Hast und

Aufregung und der halbverstandene Zuruf machten mich beim ersten Erwachen stutzig, bis ich denn bald entnahm, daß nicht unser Schiff im Brande stehe. Alles eilte auf's Verdeck; es war nach Osten noch finster, aber von Westen wogte eine Feuermasse heran, ein Schiff von 500 Tonnen in vollen Flammen stehend. Bei uns war jeder in größter Spannung wegen der Personen, die sich noch am Bord des Wracks befinden möchten. Unser Cours führte uns gerade darauf zu. Die Mannschaft hatte aber das brennende Schiff schon verlassen.

Bevor ich an Bord ging, wünschte ich bei der Ueberfahrt einen Sturm zu erleben; nachher hegte ich dies Verlangen nicht mehr. Ein heftiger und anhaltender Sturm hätte für manche Passagiere in dem Mitteldecke verderblich sein müssen. Auf einen sehr geringen Raum beschränkt, mit vielen schweren Kisten und Koffern um sich, würden diese armen Leute bei einem Sturme in einer sehr bösen Lage gewesen sein. Einige Tage hatten wir eine ziemlich heftige Brise, die schon die meisten Personen seekrank machte. Ein Sturm trat nicht ein. Dagegen lagen wir öfters wegen Windstille unbeweglich, und der Wind war im Ganzen ungünstig. Unsere schnellste Fahrt betrug 210 Seemeilen (vier auf eine geographische Meile gerechnet) in 24 Stunden. Zu unserer großen Annehmlichkeit war das Wetter meist kühl, 11 bis 13° Reaumur, an einzelnen Tagen nur 8°. Bloß bei der Abfahrt und dann wieder in den letzten Tagen war es warm. Zu meiner Unterhaltung und Belehrung hatte ich viel Lectüre mitgenommen; doch wurde ich darin häufig gestört. Mangel an Licht in meiner Schlafzelle, das Thun und Treiben in dem Gesellschaftszimmer und auf dem Verdecke gestatteten nur selten eine aufmerksame Beschäftigung mit ernsteren Dingen. Diese Störungen, das schlechte Trinkwasser und die abscheuliche englische Küche waren für mich das Unangenehmste während der Reise. Wir hatten täglich vier Mahlzeiten, und es wurde reichlich aufgetragen, ich konnte aber wenig davon genießen. Für ein Glas gutes Wasser und für ein Stück von Deinem Roggenbrote hätte ich gern eine ganze Mahlzeit gegeben. Trotz jener Unannehmlichkeiten und trotz der bösen Luft, welche in

jedem Raume des Schiffes herrschte, als viele Passagiere seekrank waren, bin ich diesem Leiden glücklich entgangen.

Unser Capitain war ein Gentleman, dagegen die nächsten Schiffsofficiere nach ihm von ächt seemännischer Derbheit. Ohne Wissen des Capitains hatten die Passagiere des Mitteldecks öfters durch die Rohheit und Parteilichkeit seiner Untergebenen zu leiden. Im Allgemeinen ist den deutschen Auswanderern zu rathen, ihre Reise nach Amerika auf deutschen Schiffen zu machen, weil sie dort besser als auf englischen, amerikanischen und anderen Schiffen behandelt werden.

Am 20. Juni früh erscholl lautes Frohlocken beim Sichtbarwerden des Lootsen. Derselbe war uns 120 Seemeilen weit entgegen gekommen. Nach seiner einsilbigen Begrüßung mit unserem Capitain bildete sich ein Kreis von Passagieren um den Ankömmling und nun fing das Ausfragen an. Mir brachte er die erwünschte Nachricht, daß der Krieg mit Mexiko wohl noch längere Zeit fortdauern werde. Wir hofften, an demselben Tage New-York zu erreichen, doch der Wind sprang um und brachte uns nur wenig vorwärts. Am 21. Juni mit Tagesanbruch sahen wir uns in den dichtesten Nebel eingehüllt, und konnten deßhalb nichts von der Küste bemerken, obwohl wir die Brandung hörten. Die aufsteigende Sonne zertheilte allmählig die Nebelmassen, und die Küste von New-Jersey entfaltete sich den sehnsuchtsvollen Blicken. Es macht in der That einen sehr wohlthuenden Eindruck, nach einer solchen Fahrt wieder Land zu sehen. Wir segelten etwas nordwärts und liefen dann in die malerische Bai von New-York ein. Nachmittags 4 Uhr holte ein Dampfschiff die Passagiere der ersten Kajüte von der Rhede ab, wo unser Schiff bis zum folgenden Tage ankerte, und eine Stunde später stiegen wir in New-York an's Land.

Niemals bis dahin habe ich ein solches Gewirre und Treiben gesehen, wie an dem Landungsplatze dort. Die Sache hatte indeß nichts Angenehmes. Nur mit Mühe konnte man sich durch die vielen schmutzigen Karren, Fiaker und Lastträger hindurch drängen. Ich

fuhr nach dem Hotel Franklin, und machte am Abend noch einen Spatziergang durch einen Theil der Stadt. New-York soll 450,000 Einwohner haben, und ist demnach die volkreichste Stadt des neuen Continents. Der Ort liegt auf einer Insel, die sich von Norden nach Süden etwa 5, von Osten nach Westen 3 englische Meilen ausdehnt und von der Stadt ganz eingenommen wird. Zwölf Hauptstraßen führen von Norden nach Süden, fast zahllose Straßen von Osten nach Westen; das Pflaster in erstern ist schlecht, in letztern oft zum Halsbrechen. Die Häuser, von rothen Backsteinen, sind sehr einförmig gebaut, fast alle für kaufmännische Geschäfte. Bloß in dem nördlichen Theile der Stadt findet man viele eigentliche Wohnhäuser, die auch meist ganz hübsch, manche im gothischen Style ausgeführt sind, und nach dem äußeren Anscheine viel Comfort in ihrem Innern darbieten. In vier Fünftheilen der Stadt von Süden nach Norden ist ein commerzielles und gewerbliches Drängen und Treiben, Rennen und Jagen, daß Einem angst und bange werden möchte. Die derben Gerüche von Colonial-Waaren, Theer, rohen Häuten u. s. w. erfüllen die Luft. Man staunt über die Großartigkeit des Geschäftslebens und fühlt sich unbehaglich darin. Bei der Hast und dem Geräusch rings umher sollte man fast besorgt werden. Der ganze Trouble hat etwas Betäubendes, besonders in den Hafenquartieren. Zahllos ist die Masse der Schiffe. Im Ganzen liegen in beiden Häfen wohl eben so viel Fahrzeuge, als in London und den dortigen Docks. Die Häfen von New-York sind geräumig und sicher, Schiffe von 80 und mehr Kanonen können darin einlaufen. Die Fluth hebt den Wasserspiegel nur um etwa 3 bis 5 Fuß, ein Vortheil für die Schifffahrt, für das Laden und Ausladen der Güter, aber ein Nachtheil für die Dockyards (Schiffswerften).

New-York hat etwa 180 Kirchen, bis auf wenige unansehnlich, obwohl nicht häßlich. Zwei Kirchen sind schön gebaut und haben prächtige Thürme, die an den Kölner Dom erinnern.

Eine reiche Handelsstadt, wie New-York, in der jede Arbeit theuer bezahlt wird, kann natürlich nicht viel Arme haben. 6000 Per-

sonen erhalten Unterstützung aus öffentlichen Fonds, sie sollen größtentheils Eingewanderte sein. Mußiggänger sieht man so wenig wie Bettler. Jeder rennt mit einem Ausdrucke von Speculation seines Weges, die meisten Gentlemens sehen aus wie ein Rechnenexempel von so und so viel Thalern, Groschen und Pfennigen. Reiter und Karossen sind wenig sichtbar, und die wenigen nicht elegant. Reiterei scheint überhaupt bei den amerikanischen Gentlemens in der Union nicht zu Hause. Niemals sah ich Herren schlechter zu Pferde sitzen und ihre Pferde schlechter führen. Alle baumeln im Paß dahin.

Die Amerikaner sind sehr einfach in ihrem Benehmen, soweit ich sie beobachtet habe, d. h. die Herren der vornehmen Welt, zwar nicht brutal, aber doch von einer Nonchalance, die für den Europäer nicht angenehm ist. Du sitzest z. B. irgendwo unweit eines Fensters oder am Rande eines Dampfschiffes und erfreuest Dich der Aussicht, der amerikanische Gentleman stellt sich gerade vor Dich, ohne alles Arg, Dich kränken zu wollen; er sitzt im Waggon neben Dir auf der inneren Seite und speiet fortwährend über Deine Beine zum Fenster hinaus; er befindet sich Dir gegenüber an einem Tische, in der Unterhaltung mit Dir begriffen und streckt seine Beine über den Tisch aus, daß er Dir mit seinen Füßen ziemlich nahe kommt; er sitzt an einer Wand oder unfern eines Pfeilers und räkelt sich auf seinem Stuhle fast zum Umfallen, mit den Füßen so aufkletternd, daß sie weit höher sind, als der Kopf. Eine seiner unangenehmsten Angewohnheiten ist das Tabackkauen und ewige Auswerfen. Ich habe junge Leute von 17 bis 18 Jahren, augenscheinlich aus guten Familien, gesehen, die jene Unsitte bereits adoptirt hatten. Manche Zimmer in sonst feinen Hotels sind wegen der Schweinerei am Fußboden gar nicht zu betreten. Dabei ist der Amerikaner voll Dünkel, sein Land, mit Allem was sich darin befindet, unübertrefflich, ein Paradies der Natur, die Wohnstätte und Zuflucht des Vernünftigen, seine Institutionen in staatlicher und socialer Hinsicht bilden ein Muster für die civilisirte Welt; Energie und Intelligenz des Volkes, letztere soweit

es auf ächte Humanität und auf Production des Materiellen ankommt, Alles überragend; die Union der Staat, welcher an Bevölkerung, Reichthum, Macht, Ansehen bald alle Reiche der Erde überflügeln und in den Schatten stellen wird, die amerikanische Marine die beste der Welt, das Landheer aus 1½ Millionen Soldaten bestehend (nämlich mit der Miliz) jeder andern Armee der alten Staaten an Tüchtigkeit vorzuziehen.

Von solchen dünkelhaften, verkehrten Ansichten und von ähnlichen Phantasieen ist die Masse der Gebildeten erfüllt, weßhalb das American boasting, die amerikanische Großprahlerei, nicht mit Unrecht in Europa zum Sprüchwort geworden ist. Ueber die mancherlei Schwächen in ihren Staatseinrichtungen, in ihren gesellschaftlichen Zuständen, ihrer wissenschaftlichen und sittlichen Cultur, in ihrem Charakter u. s. w. suchen sie, wenn die Rede diese Punkte berührt, wie ein Schlittschuhläufer über eine dünne Eisstelle rasch hinwegzugleiten.

Wenn aber auch der gebildete Europäer, und besonders der Deutsche und der Engländer, welcher nicht hier herkommt, um Geld zu machen, sich in den Staaten der Union nie behaglich fühlen wird, so muß man doch anerkennen, daß Land und Volk manche schätzenswerthe Eigenschaften haben. Ueber die Fruchtbarkeit u. s. w. des Ersteren brauche ich nichts zu sagen. Das Volk besitzt eine seltene Energie und Thätigkeit, und besonders die Gabe, jedes Geschäft auf eine practische Weise anzugreifen. Um das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ist dem Amerikaner kein Hinderniß zu groß. Mit Geschick und Ausdauer weiß er jedes zu bewältigen. Erfinderisch und stets mit Ueberlegung handelnd, niemals müßig, besitzt er eine staunenswerthe Productionskraft in allen Dingen, welche Handel, Gewerbe, Technik und dergleichen betreffen. Genügsam und einfach in seiner Lebensweise, erträgt er Entbehrungen, welche für Andere sehr empfindlich sind, mit der größten Leichtigkeit. Dann ist dem Amerikaner eine lobenswerthe Gutmüthigkeit eigen, eine Bereitwilligkeit zu Hülf- und Dienstleistungen für Andere ohne alle Verpflichtung, und ohne den Gedanken einer Erwiederung. Die

bedeutenden Unterstützungen für das nothleidende Irland belegen meine Behauptung im Großen, manche werthvolle Gefälligkeiten, die mir von verschiedenen Personen aus der geringen Zahl meiner Bekanntschaften erwiesen sind, bestätigen jenes Urtheil im Kleinen. Personen, denen ich bis dahin ganz fremd war, haben auf den Grund eines bloßen Empfehlungsbriefes mich mit der wohlthuendsten Freundlichkeit empfangen, mir aus freien Stücken Zeit und Mühe geopfert, und nach besten Kräften meine Absichten gefördert. Zuerst muß ich hier des Herrn Georg Meyer in New-York dankbar erwähnen. Am Morgen nach meiner Landung ging ich zu ihm, um den Creditbrief zu erhalten. Herr Meyer, welcher zwar in Deutschland geboren, doch während eines Aufenthalts von 45 Jahren in dem neuen Continente, ganz Amerikaner geworden ist, nahm mich auf wie einen alten Bekannten, und hat sich, ohne daß ich es hindern konnte, fast bis zur Erschöpfung seiner alternden Kräfte abgemüht, mir gefällig zu sein. Die Unterhaltung mit diesem hochachtbaren Manne und seiner recht gebildeten Familie, bei der ich mehrere Abende war, hat mir viel Interesse und Vergnügen gewährt. Auch habe ich dort manche lehrreiche Mittheilungen über die Verhältnisse in Amerika erhalten.

Herr Meyer hat mir einen Creditbrief auf ein Haus in New-Orleans auf 300 Dollars lautend und ein halbes Jahr gültig ausgestellt. Ich bemerkte ihm, daß in Deiner Anweisung nur von 400 Thlr. die Rede sei, und darunter preußisches Courant verstanden werden müsse, worauf er entgegnete, daß die Herren von Lengerke in Bremen ihn zur Zahlung von 400 Thlr. Bremer Gold angewiesen hätten, und er bei Ausfertigung des Creditbriefes sich danach richten müsse. Ich habe darauf den Creditbrief auf 300 Dollars lautend angenommen. Diese Summe kommt ungefähr gleich 442 Thlr. in preußischem Courant.

Nachdem ich erst am 23. Juni den Rest meiner Effecten aus dem Schiffe bekommen hatte, verweilte ich noch einige Tage in New-York, weil der Präsident der Vereinigten Staaten Mr. Polk nicht mehr in Washington war; und auf seiner Reise nach den nordöstlichen

Staaten am 25. in New-York erwartet wurde; die Hoffnung, dort eine Ordre von ihm wegen meiner Zulassung zur Armee zu erlangen, mußte ich wieder aufgeben, doch wohnte ich seinem Einzuge noch bei, um die Miliz zu sehen, welche — angeblich 10,000 Mann stark — bei dieser Gelegenheit paradirte. Ich sah ungefähr 2500 Mann Milizen in vielen kleinen, besonderen Abtheilungen, jede in sich gleichmäßig ausgerüstet, an Haltung und militairischer Ordnung unseren deutschen Bürger-Schützen-Compagnieen ähnlich.

Ein Ausflug von New-York nach Governors Island hatte mir Gelegenheit gegeben, Truppen und militairische Einrichtungen der regulairen Unions-Armee zu sehen. Was ich dort fand, erinnerte mich daran, daß ich in einem Handelsstaate sei, dem schon die weite Entfernung von den mächtigen Reichen der Erde Sicherheit verleiht.

Am 26. Juni fuhr ich nach Baltimore. Die Reise dauerte von früh 9 Uhr bis Abends 11 Uhr. Der häufige Wechsel der Transportmittel (4 Dampfschiffe und 2 Eisenbahnen) macht diese Tour, die ohnehin für ihre Dauer kostspielig war, noch theuerer. Der Transport der Effecten zum Schiffe oder zum Bahnhofe mußte jedes Mal mit einem halben Dollar bezahlt werden, bisweilen noch höher. Die amerikanischen Eisenbahnen haben einen rohen Zuschnitt, sie stehen den deutschen an Solidität, Eleganz und Comfort bedeutend nach, und haben doch, wie ich glaube, höhere Fahrpreise. Eine eigenthümliche Einrichtung der Reisen in Amerika, die mir keineswegs gefallen hat, ist die einzige Sonderung der Waggons und auf Schiffen der Zimmer für Damen und Herren. Die Räume für die Damen sind nur für die Herren mit bestimmt, welche Damen begleiten, aber für alle übrige Herren findet kein Unterschied des Platzes Statt. Du magst Dir also vorstellen, mit welchen sauberen Gesellen man manch Mal zusammen kommt. Einige Meilen weit saß ein schmutziger Irländer rückwärts von mir, der sich gelegentlich, weil es heiß war, seiner Stiefel entledigte und deutlich verrieth, daß er nicht von einer Fußwaschung kam. Der Conducteur bemerkte endlich die harmlose

Naivität des irischen Gentleman und warf diesen zum Wagen hinaus.

Die Bahn dem Westhafen von New-York gegenüber bis Trenton am Delaware-Fluß führt durch ein zum Theil neu angeschwemmtes, zum Theil hügeliges Land von abwechselnder Fruchtbarkeit. Ich sah dort Waizen, sehr wenig Roggen, viel indianisches Korn, eine Art Mais, dann Kiefern, wenige Buchen, viele verschiedene Arten von Eichen und eine Menge von Ulmen. Das Gras auf allen Rasenplätzen war sehr dürftig. Die Häuser auf jener Strecke sind meistens nur von Balken und Brettern aufgeführt, die Außenwände weiß angetüncht, die Dächer dunkelfarbig in Folge des Regens; ein Haus von Backsteinen ist in allen jenen neuen Ansiedelungen eine seltene Ausnahme. Früher haben die amerikanischen Colonisten auf ihren Ackerfeldern damit begonnen, die Bäume abzuhauen und die Wurzeln auszuroden. Jetzt ist es allgemein, durch eine ringförmige Abschälung der Rinde 2 bis 3 Fuß über der Wurzel den Baum zu tödten, und seinen Fall, so wie die Verwesung der übrigen Wurzeln der Zeit zu überlassen. Man sieht deßhalb neben den neuen Ansiedelungen eine große Zahl abgestorbener Bäume, die von dem Wetter aller Rinde entkleidet und gebleicht wie trauernde Gespenster aus dem Grün des Feldes hervorragen und für das Auge einen widrigen Eindruck machen. Große zusammenhängende Waldungen giebt es zwischen New-York und Baltimore nicht; die Axt hat schon sehr aufgeräumt.

Die Fahrt von Trenton auf dem Delaware-Fluß bis Newcastle war ganz angenehm. Der Delaware ist ein schöner klarer Strom, dort 400 bis 600 Schritt breit, sanft fließend mit grünen, meist bewaldeten Ufern und bis Philadelphia von Seeschiffen mittlerer Größe befahren. An diesem Orte bestiegen wir ein anderes Schiff, der Aufenthalt bis zum Abgange des Letzteren war nicht genügend, einen Blick in die Stadt zu machen, welche die schönste Amerikas sein soll. Auf der Eisenbahn von Newcastle bis Francestone am Nordostende der Chesapeake-Bai, bemerkte ich wiederum, daß die Bodenerzeugnisse wie Roggen, Waizen, Hafer, Kartoffeln, den gleichartigen Producten

in Europa bei weitem nicht gleich kamen. In Maryland zeigten die unregelmäßigen Stoppeln von hin und wieder gemähten Stücken das Mangelhafte der Sclaven-Arbeit.

Gegen Sonnenuntergang in Franceſtone in ein Dampfboot geſtiegen, hatte ich eine reizende Fahrt über den nördlichen Theil der Cheſapeake-Bai, welche im Anfange 500 bis 600 Schritt breit, ſich bald auf eine viertel, eine halbe und eine ganze deutſche Meile und darüber erweitert, ſo daß zuletzt an einzelnen Punkten des Horizonts nur Waſſer ſichtbar bleibt. Die Bai iſt von ſchön bewaldeten Ufern, hin und wieder von ſteilen Rändern umſchloſſen, das Waſſer, klar und tief, war an jenem Abende wie ein Spiegel ausgebreitet, um den Glanz der zahlloſen Sterne zurückzuſtrahlen. In der erfriſchenden Abendluft auf dem Verdecke weilend, bedauerte ich nur bei dieſer angenehmen Fahrt, Niemanden von meinen Freunden an meiner Seite zu haben. Ein Ungar, der ſich zu mir geſellt hatte, und ſich für einen Literaten ausgab, wurde mir durch einzelne, ungewaſchene Urtheile über europäiſche Verhältniſſe bald zuwider.

Am folgenden Morgen hätte ich gern ein Flußbad genommen, dies war aber nicht zu haben, und ich ging deßhalb nach einem Badehauſe. Auf dem Wege dahin, durch eine der erſten Städte Amerikas, einen Ort von etwa 150,000 Einwohnern, ſtaunte ich über das kleinſtädtiſche ſchmutzige Anſehen dieſes Platzes. Die Häuſer von Backſteinen in einer gemeinen kleinſtädtiſchen Manier, ſehr gleichförmig häßlich, die Straßen breit aber meiſt ungepfläſtert und überfüllt mit Schmutz, obgleich es Sonntag war. Mitten in den Straßen trieben ſich die Schweine umher, nicht wie in einer deutſchen Ackerſtadt beſcheiden durchziehend, ſondern als ob ſie geſonnen wären, ſich dort für den ganzen Tag in dem hellen Sonnenſcheine häuslich einzurichten. Der Eingang in das Badehaus führte mich zuerſt in den bar-room (Schenkſtube); auf meine Frage nach den Bädern folgte die ziemlich barſche Antwort: „Jener Gentleman dort wird Ihnen das Bad zeigen.“ — Der bewußte Gentleman in der anſtoßenden Halle war aber der zerlumpteſte Badeknecht, den ich jemals geſehen habe.

Während ich dort eine Zeit lang warten mußte, las ich eine der Ankündigungen dieses Etablissements, worin es etwa hieß: „Dieses auf das Vollkommenste eingerichtete Badehaus wird von keinem andern in der Stadt, noch sonst wo in den Vereinigten Staaten oder auf irgend einem Continente übertroffen; auch ist in dem großen Gesellschafts-Saale ein meisterhaftes Gemälde, den Hafen und die Stadt Baltimore darstellend, zu sehen." Die Badezelle mit Allem, was sich darin befand, war jedoch von der schlechtesten Art, das Tableau ein Gepinsel von einem ganz gewöhnlichen Stubenmaler.

Nach dem Frühstück besuchte ich eine Kirche, von welcher Sekte? ist mir unbekannt, ich habe auch nicht danach gefragt, weil ich wahrscheinlich einen mir ganz fremden Namen gehört und nicht verstanden haben würde. Die Mehrzahl der Anwesenden bestand aus Damen. Es war sehr heiß, und als ich eintrat, war der Prediger noch nicht da. Die Damen beschäftigten sich einstweilen damit, ihre großen Fächer eifrig zu schwingen, um sich Kühlung zu verschaffen. Diese Schwingungen geschahen in einem ziemlich gleichmäßigen Tacte, so daß es fast schien, als ob das Links — Rechts, Links — Rechts auf Commando erfolge. Dabei sahen die angeweheten Gesichter sehr ernsthaft aus und kein Laut war hörbar. Trotz der Feierlichkeit des Orts machte das tempomäßige Exerciren mit den großen Schwingen und die steife Haltung der Schönen einen komischen Eindruck auf mich.

Der Gottesdienst selbst war einfach und würdevoll. Ich erkannte, daß ich mich nicht in einer anglikanischen Episcopal-Gemeinde befand, die Recitative von den Schlußsätzen der Gebete durch die Versammlung fehlten und ebenso die häufigen Kniebeugungen. Der Prediger sprach mit Gefühl und ohne alle Affectation, auch schien er viel Aufmerksamkeit zu finden. Leider konnte ich ihn nicht vollkommen verstehen, weil er öfter sehr rasch sprach. Da ich ihm nahe saß, und die Damen ihm vis-a-vis, so hatte ich Gelegenheit, einen musternden Blick auf diese zu richten. Mir war früher gesagt worden, daß Baltimore sich auszeichne durch die Schönheit seiner Damen. Die dort versammelten Ladies, verglichen mit englischen und deutschen Damen,

bestätigten jenes Urtheil nicht. Die Begegnung, die mir in der Kirche bei Einführung auf meinen Platz und dort Seitens meiner Nachbaren zu Theil wurde, muß ich als sehr zuvorkommend und artig rühmen.

Nachher ging ich noch in eine andere Kirche, in welcher der Gottesdienst eben beendigt war, um das Gebäude und um die Schönen zu sehen. Auch diese standen in ihrer äußern Erscheinung gegen unsere deutschen Damen merklich zurück. Der Bau der Kirche war, wie man in den größern amerikanischen Städten ziemlich allgemein findet, zwar nicht häßlich, aber nüchtern, ohne Schwung und Erhebung, entfernt von aller Großartigkeit.

Ein junger Maler, Mr. Woodville aus Baltimore, den ich kurz vor meinem Abgange in Düsseldorf kennen gelernt, hatte mir u. a. einen Empfehlungsbrief an seinen Vater mitgegeben. Mein Weg zu diesem führte mich durch einen Theil der Stadt, der recht hübsch ist. Die Straßen sind breit und als angenehme Ausnahme reinlich, die Häuser zwar nicht groß, aber sehr nett, weiß, mit Säulen und Balkonen, diese, sowie die Fenstereinfassungen und die Treppen bei vielen Häusern von weißem Marmor. Die ziemlich flachen Dächer sind von schwarzem Schiefer; das Pflaster ist gut, die Trottoirs vor manchen Wohnungen sind von geschliffenem Marmor oder mosaikartig von weißen und schwarzen Steinen. An allen Häusern befinden sich grüne Fensterladen. Einige Statuen in diesem Theile der Stadt, vom Sockel bis zur Spitze von weißem Marmor, waren gut ausgeführt.

In Mr. Woodville und seiner Frau lernte ich eine artige, freundliche Familie kennen. Ihr einnehmendes Entgegenkommen ließ mich wahrhaft bedauern, daß ich eine Einladung zu ihr für den Abend nicht annehmen konnte. Ich mußte aber an demselben Tage noch nach Washington, um dort am andern Morgen meine Besuche bei unserm Gesandten und bei dem Secretary of war, dem Kriegs-Minister, zu machen. Nachmittags auf dem Bahnhofe in Baltimore fand ich Herrn Woodville meiner harrend, um mir verschiedene Empfehlungsbriefe zu geben, die ich mit Dank annahm.

Die Bahn von Baltimore nach Washington läuft durch ein wel-

lenförmiges, ziemlich bewaldetes Terrain. Der Culturzustand der Felder schien mangelhaft, die Wohnhäuser der Farmer waren nur von Holz, die Bretterbuden der Sclaven elende Hütten, dagegen fand ich alle Neger, die an diesem Sonntag Nachmittage sich vor ihren Wohnungen aufhielten, für Handarbeiter gut gekleidet.

Als unser Zug hielt, glaubte ich in einem Dorfe oder höchstens in einer Vorstadt von Washington zu sein; mir wurde jedoch versichert, daß ich mich in der Stadt selbst befinde. Seltsamer Ort! — Hier ganz städtisch, dann ebenso ländlich, jetzt einige Paläste, gleich darauf ein weiter Viehstall, daneben elegante, comfortable Privathäuser, anstoßend eine gemeine Schenke, wieder ein wüster Platz von großer Ausdehnung, dann ein Staatsgebäude im antiken Style, öde Sandhügel, Aussicht auf einen schönen Strom u. s. w. Bis 10 Uhr Abends erging ich mich in dem Parke und auf den Terrassen des Capitols, um einige Kühlung zu genießen, denn im Hause war es drückend heiß. Beim Eintritt in den Park glaubte ich mich von Feuer umgeben. Es waren Glühwürmer in großer Zahl, hoch und niedrig auf Bäumen und Rasenplätzen. Ich war anfangs im Zweifel, was dies Leuchten sei, denn es ist anderer Art als in Deutschland. Die einzelnen Lichter sind nicht anhaltend, vielleicht auch nicht so intensiv hell, dagegen hat die leuchtende Substanz viel größere Ausdehnung. Sie erscheint wie eine gelblich blaue Flamme, die ein oder zwei Mal aufflackert und dann verschwindet.

Am Montage fuhr ich zuerst zu unserem Gesandten, dem Baron von Gerolt. Diesen selbst traf ich nicht zu Hause; er war auf's Land gereist. Sein Attaché, ein Herr von Lisco, bewies mir die größte Bereitwilligkeit, meine möglichen Wünsche zu befriedigen, und für Unterhaltung zu sorgen. In Folge einer Aufforderung von der Gesandtschaft in London ersuchte Hr. von Lisco mich officiell, wohl zu bedenken, daß Preußen mit Mexiko als einer anerkannten Macht in friedlichem Verkehr stehe, und daß unangenehme Weiterungen erfolgen könnten, wenn ich in der preußischen Uniform gegen die Mexikaner mitagire.

Diese Insinuation, und die früheren Vorstellungen des Herrn B., Agenten der preußischen Seehandlung, daß aus meiner Theilnahme an dem Kriege in der preußischen Uniform Nachtheile für die preußischen Unterthanen in dem Gebiete von Mexiko hervorgehen könnten, bewogen mich, meine Uniformsstücke in Washington bei dem Gesandtschafts-Attaché, dem Herrn v. Lisco, zurückzulassen. Von diesem begab ich mich zu dem Secretary of war, Mr. Marcy, welcher nach Durchsicht des Schreibens von dem amerikanischen Gesandten zu London mich auf den folgenden Tag wieder zu sich beschied. Miß Tayloe, eine Dame, welche in Washington eins der ersten Häuser ausmacht und der ich durch Herrn Woodville in Baltimore empfohlen war, traf ich nicht zu Hause. Herr v. Lisco führte mich dann in das Capitol, ein großartiges Gebäude auf einem Hügel, bestimmt für die Sitzungen des Congresses. Auf einem hohen Unterbaue ruhend, mit Säulenhallen auf den beiden Hauptseiten und mit einem mächtigen Kuppelgewölbe über seiner Mitte, bildet der weiße Koloß weithin einen imposanten Anblick. In der großen Rotunde befinden sich manche Gemälde, die nicht nur einen historischen, sondern auch künstlerischen Werth haben. Der Saal für das Haus der Deputirten ist geräumig, auch vollständig und geschmackvoll ausgestattet, soll aber akustisch mangelhaft sein. Es ist dort manches Wort von Bedeutung für die Weltverhältnisse gesprochen worden und mag noch manches von dort ausgehen! —

Bald nach dem Diner bei Herrn v. Lisco, als ich wieder zu Hause war, erhielt ich eine Einladungskarte von Miß Tayloe. Ich eilte an ihren Wagen vor meinem Hotel, stellte mich ihr und einer sehr hübschen jungen Dame, die an ihrer Seite saß, vor und vernahm, daß sie mich Abends 8 Uhr erwarte, zu welcher Zeit sie auch dem Besuche von einigen Freundinneu entgegensähe. Wahrscheinlich wegen des heftigen Gewitters an jenem Abende hatte sich nur eine von ihren Bekannten bei Miß Tayloe eingefunden. Ich brachte die Zeit bis 10 Uhr sehr angenehm dort zu. Miß Tayloe, sehr lebhaft, recht gebildet, nicht allein mit den Verhältnissen ihres Landes vertraut, son-

dern auch über manche fremde gut unterrichtet, ist eine Dame, die auch anderwärts hervorragen würde, die mit Verstand und Kenntnissen nobele Gesinnungen vereinigt. In Amerika paßt sie nur nach Washington, denn dies ist der am meisten aristokratische Ort der Union, und wohl derjenige, der dort die meiste Bildung, gute Sitte und Humanität in sich schließt.

Morgens darauf erhielt ich von Miß Tayloe einen Empfehlungsbrief an einen höhern Officier der amerikanischen Armee und eine Einladung zu einer neuen Abendgesellschaft. Meiner Abreise wegen machte ich indeß von letzterer keinen Gebrauch. Der Secretary of war gewährte mir bei meinem Besuche Alles, was ich von ihm wünschen konnte, er versah mich mit Empfehlungen an die Gouverneurs von New-Orleans und Vera-Cruz und an den General Scott. Zugleich gab er mir zu meiner Belehrung einige sehr nützliche Materialien. Merkwürdig ist die Zusammensetzuug eines amerikanischen Ministeriums, z. B. Mr. Marcy, jetzt Kriegs-Minister, war vorher Pädagoge, ebenso Herr Bankroft vor seiner Anstellung als Marine-Minister. Obwohl diese Herren von den Branchen ihrer Verwaltung wohl nichts verstanden haben, als sie auf jene Posten gelangten, ist die Maschine doch fortgegangen, weil sie mußte, und weil der Amerikaner sich leicht in die wesentlichsten Verhältnisse einer neuen Lage zu finden weiß. Dem Präsidenten steht das Recht zu, seine Minister beliebig zu ernennen und zu wechseln. Er theilt diese Posten seinen politisch gleichgesinnten Freunden zu, deren Hauptaufgabe wohl darin besteht, die untergebene Branche in die politische Bahn zu leiten, welche der Ansicht des Präsidenten gemäß ist, oder sie darin zu erhalten, während das technische Getriebe in den einzelnen Ressorts denjenigen Männern überlassen bleibt, die in der Beschäftigung damit aufgewachsen sind. Diese Einrichtung mag in Amerika nothwendig sein, führt aber gewiß in vielen Fällen große Nachtheile mit sich.

Washington liegt auf flachen Sandhügeln am linken Ufer des Potomac, der hier wohl 600 Schritt breit ist. Nur Seeschiffe von mittlerem Tiefgange können bis zu diesem Punkte gelangen und wahr-

scheinlich auch diese nicht ohne Gefahr, was der Grund sein mag, daß Washington keine Handelsstadt ist.

Die meisten Gegenden in den vereinigten Staaten sind einem bedeutenden Temperaturwechsel unterworfen. Diese Veränderungen sind aber wohl nirgends größer, als in Washington, wo die Wärme im Sommer bisweilen auf 160° Fahrenheit oder 33° Réaumur steigt, während im Winter das Eis des Potomac manch Mal die schwersten Lastfuhren trägt. Bei meinem Aufenthalte in Washington zählte ich Mittags 95° Fahrenheit oder 28° Réaumur im Schatten. Die Fremden sollen dort häufigen Krankheiten, besonders Fiebern, unterworfen sein.

Um möglichst rasch zur Armee des Generals Scott zu gelangen, nahm ich die Tour auf dem Ohio und Mississippi abwärts nach New-Orleans. Die Strecke von Washington bis Cumberland fährt man auf der Eisenbahn, von dort bis Wheeling am Ohio in der Diligence. Dieser Weg von Washington nach Wheeling, der durch das Alleghany-Gebirge führt, soll zu den schönsten gehören, die man in den vereinigten Staaten machen kann. Die schattigen Thäler mit rauschenden Flüssen auf ihrem Felsgrunde und mit ihren steilen Abhängen, die meistens dicht bewaldet waren, doch hin und wieder auch aus einem wilden Geklüfte von grauem Kalkstein ohne Vegetation bestanden, einsame Ansiedlungen, eine Sägemühle, dort eine Fabrik, ein Ackerhof mit seinen Sclavenhütten, diese und ähnliche Scenen hatten allerdings malerischen Reiz, doch kam nirgends eine grandiose Partie vor. Die höchsten Punkte der Alleghanys, welche wir passirten und die wir sahen, schätze ich auf etwa 600 Fuß. Die Waldungen in diesen Gegenden, wie auch die am Ohio und Mississippi, haben bei weitem nicht das edle, imposante Ansehen unserer deutschen Buchen-, Eichen- und Tannenwälder. Hervorsprossen, Aufwachsen und Vergehen liegt hier näher zusammen, die Bäume sind nicht so vollkommen im Stamme, in Stärke und Höhe, in ihrem Gezweige und in ihrer Ausdehnung, wie unsere prachtvollen deutschen Waldbäume. Manche bewaldete Abhänge wurden durch die abgestorbenen, fahlen Kiefern, die an zahllosen

Punkten aus dem Grün hervorragten, ganz entstellt. Rasen, Feldfrüchte (meistens Waizen und indisches Korn oder Mais), Obstbäume, Rindvieh, alles dies hatte ein kümmerliches Ansehen, so lange wir in Maryland und Virginien waren, wenige Ausnahmen abgerechnet, und wohl mag dies mit Recht der Sclavenarbeit zugeschrieben werden, denn beim Eintritt in Pensylvanien, welches kein Sclavenstaat ist, bemerkte man alle Gegenstände jener Art in einer vollkommenern Gestalt, auch die Wohnungen, die Einfriedigungen der Felder und noch manches Andere sah hier besser aus. Nur die Pferde habe ich in allen drei Staaten Maryland, Virginien und Pensylvanien recht gut gefunden, groß, stark, wohl gebauet, viel englisches Blut. — Die Chaussee von Cumberland nach Wheeling ist Staatsstraße (National-road), und gilt für die beste in der Union. Aber würde eine längere Strecke von einer preußischen Chaussee in einem gleichen Zustande befunden, so müßte der betreffende Wegbaumeister seiner Dienstentlassung entgegensehen. Trotzdem fuhren wir in einem schweren Wagen ebenso rasch, wie man in unseren Schnellposten reist. Zum Frühstück, Mittags- und Abendessen wird an bestimmten Punkten gehalten. Der Preis dieser Mahlzeiten ist jedes Mal ½ Dollar, aber Alles, was man erhält, ist sehr schlecht. Ein Signal zum Abgange der Post existirt nicht, deßhalb muß jeder Reisende nach dem Aussteigen aufpassen, daß er nicht unabsichtlich sitzen bleibe.

Auf 2 Farmen, an denen wir vorüber kamen, wurden braune Bären mittlerer Größe an der Kette gehalten. Sonst habe ich bis jetzt in Amerika noch kein reißendes Thier gesehen, ebenso wenig ein Stück Wild irgend einer Art.

Eine Stunde nach meiner Ankunft in Wheeling war ich am Bord des Dampfbootes Wisconsin auf der Fahrt den Ohio abwärts nach Cincinnati. Der Fluß hat auf dieser Strecke etwa 300 bis 400 Schritt Breite, trübes, etwas lehmiges Wasser, 15 bis 20 Fuß hohe Ufer. Er läuft durch ein enges Thal mit vielen Windungen. Die Thalsohle ist selten über 200 Schritt auf einer Seite breit, häufig fallen Ufer und Thalwand zusammen in eine Ebene. Die Gipfel der

Hügelketten liegen 50 bis 250 Fuß über dem Flußspiegel. Die schmale Thalebene ist nur an einzelnen Stellen angebaut, obwohl sie überall sehr fruchtbaren Boden hat, und die wenigen Farmen sehen dürftig aus. Die nicht cultivirten Theile der Ebene und die Bergwände tragen dichten Wald, mit einem prächtigen Grün bekleidet. Ohio (spr. Oheio) ist ein von den Indianern herrührender Name und heißt der schöne Fluß. Derselbe entsteht bei Pittsburg aus der Vereinigung des vom Norden kommenden Alleghany-Flusses und des Monongahela, der seine Quellen südlich von jenem Orte hat. Beide Flüsse sind fast bis zu ihren Anfangspunkten für Dampfboote schiffbar. Der Ohio selbst ist der Schifffahrt sehr günstig. Er hat mit Ausnahme einer Stelle allenthalben eine sanfte Strömung, welche die Bergfahrt leicht macht und keine häufigen Aenderungen im Fahrwasser verursacht. Von seiner Mündung bis Cincinnati trägt er Schiffe von 7 Fuß Tiefgang, bis Wheeling von 5 Fuß, und weiter oberhalb von 3 Fuß. Er wird außer mit Dampfbooten nur mit s. g. Flachbooten und mit Flößen befahren. Die Flachboote sind achteckige, aus Brettern zusammengeschlagene Kasten, die nur stromab gehen. Zu Berg können nur Dampfschiffe fahren, weil kein Leinpfad existirt. Auf dem Mississippi und dem Ohio zusammen gehen über 400 Dampfboote.

Unser Visconsin fuhr rasch. Unter den Passagieren befanden sich einige gebildete Männer, und Kost und Wohnlichkeit waren ganz leidlich. In den kühlen Morgen- und Abendstunden auf dem Vordertheile des Schiffes sitzend, in guter Unterhaltung sich auf dem sanften Strome durch die grünen Thäler tragen zu lassen, war ganz angenehm, und ich will dem Ohio seinen stolzen Namen nicht streitig machen, aber abgesehen von dem Neuen, ist mir eine Fahrt auf der Weser von Hörter nach Bodenwerder ungleich lieber als die Reise auf dem Ohio, dessen Thäler überall dieselbe Physiognomie haben und deßhalb das Auge bald ermüden.

Sonnabend den 3. Juli erreichten wir Cincinnati, den bedeutendsten Ort im Staate Ohio, mit 60,000 Einwohnern, von denen zwei Drittheile Deutsche sind. Cincinnati hat viele Fabriken und

treibt lebhaften Handel. Es lagen dort ungefähr 30 Dampfschiffe, welche Waaren und Personen einnahmen oder aussetzten. Weil der Visconsin nicht weiter abwärts ging, suchte ich mir erst ein Boot nach New-Orleans, konnte indeß kein Packetboot finden und mußte deßhalb an Bord eines gewöhnlichen Dampfschiffes gehen. Dies, der American Eagle, war gut gebaut, neu, die Räume für die Passagiere elegant eingerichtet, und der Conducteur versicherte mir, daß wir in 7 Tagen New-Orleans erreichen würden. Für Transport und Beköstigung auf einer Strecke von ungefähr 1500 englischen Meilen zahlte ich nur 12 Dollar (16½ Thlr. preußisch Courant).

Mein neues Boot fuhr erst am Sonntag Morgen ab, sonach hatte ich Zeit, mich etwas umzusehen. Am Landungsplatze, auf dem Schiffswerfte und in den Straßen der Stadt war ein Gewühl und Arbeiten, wie in einem Ameisenhaufen, und ich habe dort eine große Achtung bekommen vor der Arbeitskraft, Rührigkeit und Ausdauer der Amerikaner. Bei glühender Sonnenhitze waren Hunderte von Leuten so mit Staub, Schweiß und Ruß bedeckt, daß sie menschlichen Wesen kaum ähnlich sahen, dennoch arbeiteten sie an schweren Lasten mit größter Anstrengung ohne Unterbrechung fort und ohne durch eine Miene auszudrücken, daß ihnen dies Abmühen unbequem sei. Dieser außerordentlichen Thätigkeit, die in ähnlicher Art allen Classen seiner Bevölkerung eigen ist, verdankt Cincinnati sein rasches Aufblühen. Es soll ein sehr wohlhabender Ort sein. Die bedeutendsten Geschäfte werden von Deutschen betrieben. Die Stadt hat ziemlich breite, rechtwinklig verbundene Straßen, kleine Häuser von Backsteinen, mit Ruß und Staub überzogen, gemein aussehende Läden, keine ausgezeichnete öffentliche Gebäude und endlich ein miserables Pflaster. Sie macht daher, was das äußere Ansehen anbetrifft, einen widrigen Eindruck. Einige junge Damen, welche ich gelegentlich sah, schienen wohlhabenden Familien anzugehören, hatten jedoch in ihrer Haltung und in ihrem ganzen Benehmen nicht die mindeste Anmuth. Die unbeschränkte amerikanische Freiheit erstreckt sich auch auf die Jugend. Knaben zündeten Abends alte Theerfässer auf der Straße an, Kanonenschläge,

Frösche, Raketen u. s. w. Aehnliches habe ich auch in New-York selbst in engen Straßen täglich bemerkt. Die Polizei ist nicht autorisirt, diesen Unfug zu verbieten.

Der American Eagle fuhr Sonntag den 4. Juli 10 Uhr Morgens ab. Zu meinem großen Verdruß bemerkte ich bald, daß es ein langsames Schiff war, auch bestand die Gesellschaft mit sehr wenigen Ausnahmen aus Personen, die nur in Amerika als Gentlemen passiren. Die Kost war grob und schlecht, das Trinkwasser aus dem Flusse geschöpft und nicht filtrirt. Obgleich den Amerikanern Essen und Trinken recht gut schmeckte, saßen sie selbst am Mittagstische nicht über 10 Minuten. Bekannte, die ihre Plätze neben einander hatten, wechselten kein Wort, ein Jeder war nur bedacht, sich rasch zu sättigen. Die Amerikaner halten keine Mahlzeiten, sondern nur Abfütterungen, die sie wie nothwendige, aber unangenehme Geschäfte betrachten, weil sie dadurch in ihrer Hauptbestrebung, der nach Gelderwerb, unterbrochen werden. Letzteres konnte bei den Passagieren nun nicht der Fall sein, aber bei ihnen wirkte die Gewohnheit fort. Mir war diese schweigende Schlingsucht widerlich, doch mußte ich erkennen, daß ein so rühriges, arbeitsames und genügsames Volk viel Thatkraft in sich birgt, und viel kriegerisches Element besitzt. Bei Louisville passirten wir wegen einer seichten Stromschnelle einen Canal, der vor 20 Jahren für damalige, kleinere Boote erbaut, jetzt fast unbrauchbar ist. Wir bedurften 4 bis 5 Stunden, um eine Canalstrecke von einer halben deutschen Meile zurückzulegen.

Der Ohio erweitert sich allmählig, so daß er die letzten 150 englischen Meilen seines Laufes 500—600 Schritt und darüber breit ist. Hügelketten sind dort nicht mehr sichtbar. Früher hatte ich gehofft, gleich anderen Reisenden, Gelegenheit zu finden, am Ohio Indianeransiedlungen zu besuchen. Indeß sind gegenwärtig weder an diesem Flusse, noch am Missisippi solche Niederlassungen vorhanden. Am 7. Juli Mittags hatten wir einen andern breiten Wasserspiegel vor uns, es war der Mississippi, der jedoch hier beim Zusammenflusse kaum größer erschien, als der Ohio. Das Oertchen Cairo auf der Land-

zunge zwischen beiden Strömen ist ein Fleck mit etwa 10 bis 20 elenden Bretterbuden. Der „schöne Fluß" ist abgeneigt, sein vergleichsweise klares Wasser mit den unreinen Wellen von dem „Vater der Flüsse" zu vermischen, und man darf ihm die aristokratische Neigung zur Separation nicht verargen, denn das Wasser des Mississippi ist das unreinste, schmutzigste, was man sehen kann. Der Mississippi hat bald nach der Aufnahme des Ohio eine durchschnittliche Breite von 800 Schritt, verengt sich an einzelnen Stellen auf 600 und 500 Schritt, wogegen er sich an andern Orten auf 1500 bis 1800 Schritt erweitert. Er hat keine so starke Strömung wie der Rhein, ist im Fahrwasser ungefähr 30 Fuß tief und hat viele Inseln. Die Uferhöhe beträgt 10 Fuß unterhalb der Mündung des Ohio, vermindert sich aber allmählig. Das Land an beiden Seiten des Flusses, ein fetter, dunkler Lehmboden ohne Steine, ist mit seltener Ausnahme ganz eben, und in den Staaten Missouri, Arkansas, Kentucky, Tennessee und dem nördlichen Theile von Mississippi fast durchweg bewaldet.

Man sieht dort vom Flusse aus nur einzelne cultivirte Strecken. In Louisiana und dem südlichen Theile von Mississippi dagegen sind die Besitzungen der Farmer fast ununterbrochen fortlaufend. Die Erzeugnisse sind: Mais, bisweilen Waizen, an wenigen Orten Baumwolle und im südlichsten Theile hauptsächlich Zucker. In Arkansas, Louisiana und Mississippi giebt es manche bedeutende Plantagen. Die größte, welche ich sah, hatte ein Herrenhaus mit einigen Nebengebäuden, 4 Zuckerfabriken und 50 bis 60 Negerwohnungen. Mr. Preston, der Eigenthümer derselben, soll über 900 Neger besitzen. In den meisten Plantagen des Südens schienen die Neger ganz gut gehalten zu werden, wogegen die von andern Farmen ein Bild des Jammers darboten. Ihr Wohl und Wehe hängt von dem Charakter ihres Herrn ab, das Gesetz giebt ihnen fast gar keinen Schutz.

Der American Eagle hatte viele schwere Eisenstücke geladen. Unglücklicher Weise waren diese nicht nach New-Orleans bestimmt, wie ich vermuthet hatte, sondern nach vier bis sechs verschiedenen Punkten weiter oberhalb. Das Ausladen der schweren Eisentheile erforderte

mehre Tage, die mir sehr lang wurden. Ein anderer Passagier und ich wünschten auf einem andern Boote weiter zu reisen, doch blieben unsere Signale unbeachtet, wir mußten uns also bequemen, am Bord des Adlers ruhig auszuharren. Wir würden durch die Hitze, vermehrt durch das Feuer der Maschine, weit mehr gelitten haben, wären nicht täglich Gewitter gekommen. Die Blitze und Donnerschläge waren nicht stark, indeß die Regengüsse manch Mal recht heftig; sie kühlten die Temperatur merklich ab. Die Nachtluft war unangenehm feucht.

Oft habe ich mich darüber gewundert, mit welcher Sorglosigkeit manche Farmer ihre Wohnhäuser nahe am Flusse errichten und längs diesem alle Bäume wegräumen, obgleich der Strom dort zusehends immer mehr Land fortreißt. An Befestigung der Ufer, Abstechen, Bepflanzen und dergleichen ist nirgend gedacht. An unzähligen Stellen sind die senkrechten Ufer fortwährend im Einsturz begriffen, mit dem losen Erdreiche sinken die größten Bäume in den Strom, der sie weit fortführt, bis er sie an einzelnen Plätzen massenweise an's Ufer treibt. Hin und wieder sah ich Tausende von Bäumen auf hervorragende Sandbänke gespült. Die im Strome befindlichen Baumstämme bringen manch Mal den Schiffen Gefahr. So war z. B. acht Tage vor meiner Reise ein Dampfboot, welches ausgediente Truppen am Bord hatte, durch Auffahren auf einen Baumstamm gesunken. Zum Glück hatte sich der obere Theil des Schiffes von dem untern getrennt und flott erhalten, weßhalb nur 20 Menschen ertrunken waren. Bei Donaldsonville, einem kleinen Städtchen in Louisiana am rechten Ufer des Mississippi, etwa 80 englische Meilen oberhalb New-Orleans, lud der Capitain die letzten Eisenwaaren aus. Nachdem ich so lange kein anderes Trinkwasser als den Lehmbrei des Flusses gesehen hatte, labte ich mich mit dem größten Genusse an einigen Gläsern Limonade in einem Kaffeehause nahe am Landungsplatze. Du kannst Dir denken, daß ich mit gleicher Hast nach den neuesten Zeitungen verlangte. Zu meiner nicht geringen Bestürzung ersah ich daraus, daß der General Scott und sein Corps am 4. Juli das Fest der Unabhängigkeitserklärung der vereinigten Staaten auf der Granda Plazza in der Hauptstadt

Meriko gefeiert hätten, und daß der Frieden so gut wie geschlossen wäre. So sollte ich also, nahe am Ziele meiner Reise, dies gänzlich verfehlen, obwohl ich noch von Washington mit der Hoffnung abgegangen war, daß der Krieg längere Zeit fortdauern würde. Mein Verdruß währte aber nicht lange. Einer von meinen Reisegefährten nahm die Zeitung nach mir, und überzeugte mich bald, daß der ganze Artikel nur reine Erdichtung sei. Je näher man New-Orleans kommt, desto flacher werden die Ufer des Mississippi. Die Ebene ist auf beiden Seiten eine halbe bis eine Stunde weit baumlos, meist mit Zuckerrohr bewachsen. Dies schilfartige Gewächs war damals etwa mannshoch. Abwechselnd sah man auch kleinere Felder mit Baumwollenstauden, aber keinen Reis. Mitten in der grünen Fläche stand öfter ein palastähnliches Gebäude, das Wohnhaus eines Farmers, in geringer Entfernung (200—300 Schritt) eine straßenförmige Doppelreihe von recht sauber und nett aussehenden Negerwohnungen, und vertheilt auf verschiedenen Punkten der weitläuftigen Plantagen die Zuckerfabriken. Den Hintergrund bildete hoher Wald.

Endlich am 15. Juli eine Stunde vor Tagesanbruch landeten wir in New-Orleans. Diese Stadt liegt am linken Ufer des Mississippi, der hier wohl 2000 Schritt breit ist, dehnt sich über eine Stunde am Wasser aus, dagegen weniger landeinwärts. Die Einwohner wohnen nach Nationen in drei Quartieren, einem französischen, einem amerikanischen und einem englischen. New-Orleans bildet den Centralpunkt für den Handel der vereinigten Staaten im Süden. Eine unabsehbare Menge von Schiffen, worunter viele Dampfboote, bedeckte den Fluß an den Landungsplätzen. Tief gehende Schiffe können nicht hinkommen.

Aus Widerwillen gegen die englische Küche ging ich in das französische Quartier. Die Straßen sind meist eng, d. h. im Vergleich zu den Städten im Norden, die Häuser hoch, weiß übertüncht, viele mit flachen Dächern und mit Balkonen, manche Wohnungen, z. B. die ersten Hotels, im grandiosen Style erbaut. Man bemerkt in den Straßen ein Gemisch aller Nationen und aller Farben: auch einen In-

dianer sah ich dort. Der Charakter der Franzosen, welche der Zahl nach überwiegend sind, giebt dem öffentlichen Treiben einen gemüthlichern Ausdruck. Man findet nicht die entsetzliche Hast bei allen Verrichtungen, wie im Norden, nicht die vielen schweigsamen, speculirenden Gesichter. Der Franzose gönnt sich die Zeit zur Unterhaltung auf der Straße, im Kaffeehause, an der Gasttafel, und sein Beispiel wirkt auf Andere. Auch mag die beständige Hitze beitragen, daß die Menschen sich dort weniger abhetzen.

Von meinem Wirthe erfuhr ich, daß alle Dampfboote nach Vera Cruz dem amerikanischen Gouvernement gehörten oder doch in dessen Dienste ständen. Um bald an's Ziel zu kommen, war es mir wichtig, ein Dampfschiff zur Ueberfahrt benutzen zu können, deßhalb ging ich zu dem Gouverneur, dem General Brooke, und machte ihm unter Vorlegung der Empfehlung von dem Secretary of war meinen Wunsch bekannt. Der General erfüllte meine Bitte um einen Platz auf dem nächstabgehenden Dampfboote mit der größten Freundlichkeit und versah mich noch mit einer Empfehlung an den Gouverneur in Vera Cruz.

Der Propellor *) Massachusetts, geführt vom Capitain Wood, sollte an demselben Tage Nachmittags 5 Uhr abgehen. Der General Brooke hatte mich auch dem Schiffscapitain speciell empfohlen, und ich muß dankbar erwähnen, daß dieser mir während der ganzen Fahrt mit besonderer Aufmerksamkeit und Fürsorge begegnet ist. Für die Ueberfahrt selbst durfte ich nichts zahlen, ich hatte nur für die Beköstigung, die ganz gut war, einen Dollar für den Tag an den Capitain zu entrichten.

New-Orleans ist verrufen als ein sehr ungesunder Ort. Die Gefahr des dortigen Aufenthalts hat sich aber in den letzten Jahren sehr vermindert. Die früher anstoßenden Sümpfe auf der Ostseite sind eine ganze Strecke weit trocken gelegt, womit man immer noch fortfährt.

*) Propellor sind Dampfschiffe mit einem Schraubenrade am Hintertheile und mit Segeln gleich einem gewöhnlichen Segelschiffe.

Auf einer künstlich gemachten Erhöhung sind große Wasserbassins angebracht, die mittelst Dampfmaschinen aus dem Mississippi gespeist werden, und von denen das ziemlich geklärte Wasser durch alle Theile der Stadt geleitet wird. Auch sollen die Aerzte in der Behandlung der herrschenden Krankheiten weit geschickter geworden sein.

Eine Lebensannehmlichkeit, die in Amerika freilich werthvoller, aber auch weit allgemeiner ist, als in Europa, besteht darin, daß man Trinkwasser und viele andere Gegenstände durch Eis kühlt. Die Stadt Boston hat vor einigen Jahren angefangen, diesen Artikel auszuführen. Das Eis, welches in der Gegend von Boston in jedem Winter eine große Dicke erreicht, und wegen seiner Klarheit und Festigkeit besonders gut ist, wird mittelst Sägen in würfelförmige Blöcke geschnitten und dann nach den entlegensten Punkten verschifft, so z. B. nach vielen Gegenden in Nord- und Süd-Amerika, Westindien, selbst nach England und nach Ostindien. Die Handelscompagnie, welche dies Geschäft treibt, soll im Anfange starke Einbuße dabei gehabt haben, jetzt aber reichen Gewinn daraus ziehen. In New-York erhält man für einen Dollar monatlich jeden Tag 25 Pfund Eis. Am 15. Juli Nachmittags gegen 5 Uhr war ich am Bord der Massachusetts, welche eine Compagnie Volontairs und drei Compagnieen regulaire Truppen oder Detachements davon nach Vera Cruz zu bringen hatte. Bei meiner Ankunft waren erst einzelne Soldaten und Officiere da. Um 6 Uhr wurden uns die Uebrigen durch ein Boot zugeführt. Nur bei wenigen Officieren und Soldaten sprach sich eine militairische Haltung aus, dagegen freute ich mich über das kräftige Aussehen der meisten Leute. Ihr Aeußeres kündigte an, daß sie zur Ertragung großer Anstrengungen und Entbehrungen fähig seien. Die Volontair-Compagnie bestand der Mannschaft nach aus Deutschen und Engländern, namentlich Iren, dann aus Amerikanern, aus einzelnen Franzosen, Schweizern, Polen und Spaniern, ihre Officiere sämmtlich aus Deutschen. Der Hauptmann, ein Baron von Seefeld, war früher in baierschen Diensten gewesen, der Premier-Lieutenant Rademacher stammte aus Holzminden, außerdem befanden sich noch zwei geborene Braun-

schweiger unter den Officieren. Die sämmtlichen Officiere der Volontair-Compagnie und viele der übrigen hatten schon den vorigen Feldzug gegen Mexiko mitgemacht.

Wir fuhren Abends 7½ Uhr von New-Orleans ab, und passirten am andern Morgen 8 Uhr die Barre an der Mündung des Mississippi, wobei uns zwei andere Dampfboote, die sich rechts und links an uns schlossen, behülflich waren. Mir war das schmutzige Wasser des Mississippi so zuwider geworden, daß ich mich froh fühlte, als ich das prachtvolle blaue Meer wieder um mich sah. Der Golf von Mexiko hat auf der ganzen Tour, die wir machten, eine schöne blaue Farbe. Es war so warm, daß ich keine Nacht in meiner Schlafzelle zugebracht, sondern mit Ausnahme einer Regennacht, immer auf dem Verdecke geschlafen habe, was auch die meisten Officiere thaten. Trotz verschiedener Gewitter war das Meer sehr ruhig, so daß unser Schiff sich fast nicht mehr bewegte als ein Dampfboot auf einem Flusse. Am 2. und 3. Tage gab es bei einer Personenzahl von etwa 300 schon manche Kranke. Unterleibsübel und Fieber waren die herrschenden Leiden. Mir ging es fortwährend wohl.

Mit den Officieren war ich bald bekannt geworden, ich fand, daß sie sehr freundlich waren, und daß sich, so weit als nothwendig, recht gut mit ihnen verkehren ließ. In dem Dienste bei den Truppen am Bord fand natürlich lange nicht die Ordnung Statt, die ich in unserer Armee gewohnt war; doch ging die Sache ganz leidlich.

Meerleuchten habe ich von New-Orleans bis Vera Cruz und auch hier am Strande nie bemerkt. Einige Male sahen wir auf einem mäßigen Raume eine Menge Fische, etwa 5 Fuß lang, welche fortwährend Bogensätze von 4 bis 6 Fuß Weite über das Wasser machten, als ob sie gymnastische Uebungen trieben.

Wenn das Wetter recht klar ist, kann man nicht allein von Vera Cruz, sondern schon 100 englische Meilen vom Meere aus den weißen Gipfel des Orizava sehen, der über 17,000 Fuß hoch ist. Als wir uns der Küste näherten, war trotz des hellen Sonnenscheins die Luft für jene Fernsicht nicht rein genug, doch gewährten die Ge-

birge nordwestlich von Vera Cruz, in ihrem blauen Schleier über dem Meeresspiegel auftauchend, einen reizenden Anblick. Bei fortgesetzter Annäherung erschienen sie ungefähr in der Höhe, wie der Brocken von Richmond ausgesehen, sie bildeten aber eine ausgedehnte Kette mit manchen steilen und tiefen Einschnitten. Bald wurde auch Vera Cruz und das Kastell St. Juan de Ulloa sichtbar. Letzteres liegt auf der Südspitze einer Korallenbank, 800 Schritte nordöstlich von der Stadt. Mit seinen weißen Mauern und einzelnen hohen Thürmen leuchtet es weit über das Meer. Auch Vera Cruz macht sich von der Seeseite aus recht gut. Seine weißen, hellen Gebäude unmittelbar über der blauen Meeresfläche, die flachen Dächer, die vielen Thürme in den verschiedensten Formen (15 bis 20) und die spanischen Forts an dem Nord- und Süd-Ende geben der Stadt einen eigenthümlichen und besonders für den Nordländer interessanten Ausdruck. Schade, daß der Hintergrund nicht hübscher ist; flache Sandhügel, großen Theils ganz kahl. Die Massachusetts ankerte Nachmittags 2 Uhr unweit der Stadt. Einige Stunden später wurde ich mit mehreren Officieren durch ein Boot abgeholt. Capitain v. Seefeld machte mich beim Eintritt in den Ort mit dem Präfecten Holzinger, einem Deutschen, bekannt. Auf dem weiteren Wege, obwohl ich einigermaßen darauf vorbereitet war, frappirte mich das verfallene, traurige Ansehen von dem Innern der Stadt. Doch konnte darüber kein Zweifel sein, daß dieser allgemeine Verfall nur zum geringsten Theile von dem letzten Bombardement herrührte. Ein einziger Blick auf die Masse der verwitterten Gebäude sagt, daß der Ruin weit früher angefangen hat.

Man findet breite, regelmäßige Straßen und für einen Ort von solcher Größe (500 bis 1000 Schritt Ausdehnung) manche ansehnliche Gebäude, aber an eine Menge von öffentlichen und Privat-Gebäuden scheint seit dem Abzuge der Spanier keine Hand gelegt zu sein, um sie zu erhalten. Dieser wüste Ort, auf den seit 25 Jahren die scharfe Seeluft, die heftigsten Nordstürme, rauschende Regengüsse und viele Tausend Geschosse in verschiedenen Bombardements ver-

derblich eingewirkt haben, trägt nur noch die Spuren an sich, daß er früher recht hübsch gewesen sein muß.

Viele Häuser haben auf der Straßenseite hohe weite Bogengänge; die besseren Wohnungen, sämmtlich von zwei Etagen, sind im Viereck mit einem offenen Hofraume erbaut. Beide Stockwerke sind gegen den mittleren, unbedeckten Raum hin offen. Nur in dem untern Stock nach der Straße hin giebt es hin und wieder Fenster — wohl des Staubes wegen —; im obern statt derselben Flügelthüren mit Balkons davor. Fast jeder Zeit stehen die Thüren auf der innern und äußern Seite der Zimmer offen, weil Jeder dahin trachtet, sich möglichst viel Zugluft zu verschaffen. Die Balkonthüren sind doppelt, eine äußere, wie der Balkon selbst, grün angemalt, mit einer beweglichen Jalousie versehen und eine volle massive Thür dahinter. In vielen Wohnungen werden auf der Sonnenseite noch weiße Vorhänge von der oberen Einfassung der Balkonthür über den Balkon hinunter ausgebreitet. Bei diesen Einrichtungen, den sehr dicken, steinernen Mauern und sehr hohen Stockwerken gelingt es, im Innern der Häuser eine angenehme Kühle zu erhalten. Dies wird noch dadurch erleichtert, daß überall steinerne Fußböden sind; letztere thörigter Weise von Backsteinen. Geschliffene Legesteine oder Porcellan-Fliesen würden in Wohnungen mit Marmorstufen weit passender sein, wenn man es scheut, die Zimmer mit Marmorplatten zu belegen. An dergleichen Aenderungen ist aber nicht zu denken, denn fast alle besseren Wohnungen sind an Ausländer vermiethet. Weil die Dächer auch als Promenaden benutzt werden, so haben sie auf allen Seiten dicke steinerne Geländer oder brustwehrartige Mauern. Wohl im Stande erhalten, sieht ein solches mexikanisches Gebäude von Kopf bis zu Fuß, weiß herausgeputzt, mit seinen hehren luftigen Bogenhallen, hohen Stockwerken, grünen Thüren und Balkonen, den Blumen darauf und mit verzierten Balustraden auf dem flachen Dache recht nobel und stattlich aus, aber solcher giebt es hier nur wenige. Selbst die Kirchen sind hier in einen argen Verfall gerathen, woraus sich der Zustand der übrigen Gebäude in einem so bigotten Lande schon abnehmen läßt.

Die heißeste Zeit ist hier der Mai und die erste Hälfte des Juni, danach bis gegen den October dauert die Regenzeit. In dieser kommt mit seltenen Ausnahmen jede Nacht ein Gewitter mit einem heftigen Regenschauer, wodurch die Luft sehr abgekühlt wird. Bei Tage regnet es fast nie. Die Luft ist nach Sonnenuntergang sehr feucht; ein Stück Zeug Nachts unbedeckt auf einen Stuhl gelegt, ist am Morgen wie halb getrocknete Wäsche.

Die Einheimischen, soweit ihre Verhältnisse es zulassen, stehen früh auf, gehen um 5 Uhr in die Kirche oder machen einen Spaziergang, besorgen bis gegen 9 Uhr ihre außerhäuslichen Geschäfte und bleiben dann bis 5 Uhr Nachmittags in ihren kühlen, luftigen Wohnungen; später werden die weiter nothwendigen Wege gemacht und nach Sonnenuntergang eine Promenade auf dem Hause oder auf dem Malo, wo zu der Zeit stets ein erquickender Seewind weht. Gefrühstückt wird um 9, dinirt um 3 Uhr. Abends pflegen Viele gar nichts zu genießen. Auch die Fremden, welche hier herkommen, nehmen mehr oder weniger diese Lebensweise an, je nachdem ihre Geschäfte es zulassen.

Es giebt hier manche Speisen und Früchte, die dem Nordländer unbekannt sind. Mir wird es leicht, in ihrem Genusse mäßig zu sein, denn keine von diesen fremden Früchten mundet mir. Am liebsten sind mir noch Ananas, die hier, wie in den vereinigten Staaten, in Scheiben zum Essen präsentirt werden. Sie sehen in ihrem Naturzustande, wie sie von der Pflanze geschnitten werden, sehr groß und schön aus, sind aber holzig, so daß ich unsere Treibhaus-Ananas vorziehe; doch mögen sie im höheren Lande und in anderen Gegenden besser sein, als 5 Stunden von hier, von wo mein Wirth sie bezieht. Dicht um Vera Cruz ist die Vegetation, mit Ausnahme verschiedener Arten von Unkraut, sehr gering, weniger wegen des Sandbodens, als wegen der Seeluft. Diese besitzt für manche Dinge eine seltsame Zerstörungskraft, so z. B. für Eisen. Viele eiserne Geschütze, die freilich schon lange Zeit der Seeluft ausgesetzt waren, ohne irgend einen Schutz zu haben, sind vom Roste beinahe aufge-

fressen. Weil aber der Mexikaner nicht bloß Andere, sondern auch sich selbst gern täuscht, hat man doch manche von diesen alten Invaliden in Batterieen gestellt. Zum Glück für die Bedienung sind diese ruinirten Stücke nicht zum Feuern gekommen.

Auch bei dem hiesigen Gouverneur, dem Colonel Wilson, fand ich eine freundliche Aufnahme. Er hat mir erlaubt, mich dem nächsten Militair-Transport anzuschließen, und da das Gouvernement alle Transportmittel in Beschlag genommen hat (käuflich oder miethweise), so werde ich auch wegen Fortschaffung meiner Person und Effecten wohl Unterstützung finden.

Ich muß bedauern, nicht eine Woche früher gekommen zu sein, was bei etwas günstigeren Fahrten und geringerem Aufenthalte an einzelnen Orten sehr gut möglich gewesen wäre. In diesem Falle hätte ich den letzten Transport begleiten können, welcher am 16. d. Mts. von hier abgegangen ist.

Wegen der zahlreichen Guerillas soll kein Detachement unter 1000 Mann von hier nach Puebla, wo der General Scott jetzt wahrscheinlich noch steht, in Marsch gesetzt werden (ungefähr 42 deutsche Meilen von hier). Die Verbindung mit der Armee ist lediglich auf diese größeren Truppensendungen beschränkt. Nachrichten von dort fehlen seit vielen Wochen. Auch der Privatverkehr mit dem Innern hat aufgehört, denn die hiesigen s. g. Guerillas sind Räuber, die jetzt Jeden ohne Unterschied der Nation, wenn sie können, ausplündern. Vor einigen Tagen wurde mir von einem Polen, der wegen seiner Sprache für einen Deutschen gilt, vorgeschlagen, ihn auf der südlichen Straße von hier über Orizava u. s. w. zu begleiten, wir würden dort ganz sicher reisen, denn die Guerillas hielten nur die Militairstraße über Jalapa besetzt; der erstere Weg sei weit pittoresker u. s. w. Aus verschiedenen triftigen Gründen lehnte ich sein Anerbieten ab, und schon einen Tag nach seiner Abreise erfuhr ich, daß er aller seiner Waaren durch die Wegelagerer beraubt sei.

Die Besatzung hier und im Kastell ist schwach; bis vor einigen Tagen war keine Cavallerie hier, deßhalb konnte von Patrouillen

außerhalb der Stadt wenig die Rede sein. Dies hat die s. g. Guerillas so dreist gemacht, daß sie die nächste Umgebung von Vera Cruz beunruhigt haben. Ein amerikanischer Officier, der sich kaum eine halbe Stunde vom Orte entfernt hatte, ist von vier solcher Kerle überfallen und, wie man jetzt erfahren hat, 60 englische Meilen in's Innere geschleppt, aber gut behandelt worden.

Hier und im Lager, eine Stunde entfernt, sind jetzt 700 Mann, bestimmt zur Armee abzugehen, sobald noch 300 Mann aus New-Orleans anlangen. Diese Verstärkung wird jetzt täglich erwartet. Unsere Krankenzahl — ungefähr 400 — ist seit einer Woche im Abnehmen. Das gelbe Fieber ist hier nicht so heftig, wie in Westindien; ich habe von vielen Fällen der Genesung gehört. Mir ist es auch in diesem als sehr ungesund verrufenen Orte immer wohl gegangen.

Aus Deutschland habe ich seit meiner Abreise von Portsmouth nichts erfahren. Die amerikanischen Blätter in New-York nehmen von dem Wenigen, was englische Zeitungen über deutsche Verhältnisse sagen, nur einen geringen Theil auf. Hier habe ich nur ersehen, daß die Preise der Lebensmittel in Deutschland wieder steigen. Ich bin gespannt, ob dies — wenn wahr — von einer abermaligen schlechten Erndte herrührt. Eine solche würde ein großes Unglück sein. Möge der Himmel das theuere Vaterland davor bewahren.

Dir, Deiner guten Frau und Euren Kindern wünsche ich aus ganzer Seele das beste, ungestörte Wohlergehen.

Ruhe der Segen Gottes auf Euch Allen!

Immer Dein treuer, dankbar ergebener Bruder

Carl.

Puebla, den 24 October 1847.

Noch in Puebla? – werden Sie fragen. Leider ja, mein lieber Busche! — Statt meiner früheren Berechnung nach im Juli die Armee unter dem General Scott zu erreichen, bin ich jetzt noch 100 Meilen davon entfernt. Ungünstige Winde auf dem Ocean und unvorhergesehene Verzögerungen während meiner Reise durch die vereinigten Staaten ließen mich erst am 19. Juli in Vera Cruz eintreffen, 5 Tage zu spät, um mich dem letzten Truppentransporte anzuschließen, den der General Scott vor seinem Ausbruche nach Mexiko, von hier aus abgewartet hat.

Von meiner Seereise kann ich nur mittheilen, daß die Reisegefährten zum Theil ganz umgänglich waren, daß aber ungeachtet dieses Umstandes und des reichlichen Vorraths an Lectüre doch manche langweilige Tage vorkamen. Einen Sturm habe ich nicht erlebt, ihn aber wegen seiner Wirkung auf den Gesundheitszustand von etwa 400 Personen am Bord auch nicht gewünscht, oder er hätte uns denn bedeutend vorwärts bringen müssen. Schon bei starker Brise, die wir mehrmals hatten, wehete eine böse Luft auf unserm Schiffe, die fast auch mich krank gemacht hätte. — Nach mehrtägigem Aufenthalte in New-York reiste ich nach Washington. Der Präsident war verreist, deshalb überreichte ich mein Empfehlungsschreiben dem Kriegsminister, Secretary of war. Die Aufnahme, — Dank sei es dem Grafen von der Gröben, — war freundlich, und Herr Marcy hat mit Zuvorkommenheit für mich gethan, was er konnte. Er stattete mich mit weiteren Recommandationen an den General Scott und andere Chefs aus. Der bisher davon gemachte Gebrauch hat guten Erfolg gehabt. Außerdem erhielt ich von Herrn Marcy nützliche Materialien zur

Orientirung auf dem neuen Schauplatze. Von meiner Reise durch die vereinigten Staaten erwähne ich noch, daß Herr Woodville in Baltimore durch seinen äußerst freundlichen Empfang und durch seine Empfehlungen mich sehr verpflichtet hat. Aufrichtig bedauere ich noch jetzt, daß ich seine Einladung, einen Abend bei ihm zuzubringen, nicht annehmen konnte. Die Fahrt per railroad und stagecoach von Washington nach Wheeling am Ohio gewährte mir öfters den Anblick von hübschen Naturscenen, doch ist in Bezug auf Schönheit der Landschaften diese Tour mit den reizenderen Partieen in Deutschland z. B. am Harze, im Schwarzwalde und vielen anderen gar nicht zu vergleichen, ebensowenig die Fahrt auf dem Ohio mit der auf dem Rheine. Wegen Mangels an Abwechselung empfindet man bei dem Anblick der Ohioufer bald Langeweile. Das schmutzige Wasser des Mississippi kann man kaum ohne Mißbehagen betrachten, und stellen Sie sich vor, daß es auf den vielgepriesenen amerikanischen Dampfschiffen — (wenigstens auf unserem American Eagle war es der Fall) — kein anderes Trinkwasser giebt, als dies chocolatenfarbige. In New-Orleans glaubte ich es recht glücklich zu treffen, daß gerade am Tage meiner Ankunft, dem 15. Juli, ein Propellor mit Truppen nach Vera Cruz abging; später half mir dies doch nichts. Die Fahrt über den dunkelblauen Golf glich der über einen Landsee, so glatt war die Oberfläche. Wer damit unbekannt, hätte nicht glauben sollen, daß jene damals so friedlichen Wasser zu anderen Zeiten so gewaltig aufgeregt werden, wie es durch die Nordstürme im October bis April häufig vorkommt. Am Bord der Massachusetts waren etwa 700 Soldaten, die Ersatzmannschaft für viele verschiedene Regimenter. Unter den Officieren befanden sich manche Deutsche, auch Einige aus meinem kleinen Geburtsländchen Braunschweig. Beim Einschiffen der Truppen fiel mir das kräftige Aussehen der Leute auf; dessen ungeachtet wurden viele während der günstigen Fahrt elend krank. Es zeigten sich bereits die Vorboten des in Vera Cruz herrschenden Siechthums. Als wir uns der Küste näherten, waren die höheren Berge, als der Orizava und Coffre de Perote von Wolken verdeckt, doch bildeten die äußersten

Bergketten mit ihren steilen blauen Wänden und weiter links die in der Mittagssonne hellschimmernden weißen Mauern des Forts St. Juan de Ulloa und der Stadt Vera Cruz selbst einen angenehmen Rahmen für die dunkle Meeresfläche. Sehr interessant war es mir, in Vera Cruz zum ersten Male eine rein im spanischen Style gebaute Stadt zu sehen. Aber ihr Aeußeres nach dem Golf hin verspricht mehr, als das Innere darbietet. Der Ort muß früher ganz hübsch gewesen sein, zeigt aber jetzt fast allenthalben einen Verfall, der nicht sowohl von dem letzten Bombardement, als vielmehr von der ganzen mexikanischen Zerrüttung seit dem Ende der Herrschaft der Spanier herrührt. Mit der festen Zuversicht, daß das gelbe Fieber mich eben so wenig wie die Seekrebse befallen werde, bin ich auch in Vera Cruz immer gesund geblieben. Doch ist der Ort nicht mit Unrecht als eine Grabesstätte verrufen. Die Luft ist so feucht und die Ausdünstung und Verwesung aller leblosen animalischen und vegetabilischen Stoffe so rasch, daß Einem bei einem Gange durch die Straßen fast aus jedem Hause Moderluft entgegenschlägt. Beinahe jedes Gebäude ist zu einer guten Vertheidigung geeignet, manche derselben mehr als die elende Stadt-Enceinte, deren Gräben durch die Nordstürme mit Sand angefüllt sind, und deren verfallene freistehende Mauern und sehr engen Bastionen kaum als eine Befestigung betrachtet werden können. Anders verhält es sich mit dem Kastell. Dieses hat hohe, sehr starke Mauern, bombenfeste Räume für 4000 Mann, wenig Angriffspunkte wegen mangelnder Meerestiefe u. s. w. Eine kleine Zeichnung davon bringe ich mit. Nachdem der Gouverneur von Vera Cruz den Abmarsch des Convois von einem Tage zum andern bestimmt hatte, setzten wir uns endlich am 6. August Abends in Bewegung. Bis Jalapa, ungefähr 80 englische Meilen, gebrauchten wir vierzehn Tage. Dieser Schneckengang war zum Theil durch die oft abscheulichen Wege, obwohl wir die beste Straße in Mexiko einschlugen, durch mangelhafte Ausrüstung, aber am Meisten durch große Unordnung in allen Stücken veranlaßt, doch auch, um Alles zu sagen, noch durch einige Scharmützel. Der Transport war unge-

fähr 900 Mann Infanterie, 100 Mann Cavallerie, 2 Geschütze und 72 Wagen stark. Die Leute mit sehr wenigen Ausnahmen waren Recruten, viele darunter fast ohne alle militairische Uebung. Das Ganze führte ein green officer, der Major Lally, der bis wenige Wochen zuvor Geometer gewesen war, auch die übrigen Officiere waren meistens ganz neu in ihrem jetzigen Berufe, die Compagnie-Chefs nicht ausgenommen. Der Verlust in den 14 Tagen betrug etwas über 100 Mann, davon waren vielleicht drei Viertheile durch die Guerillas getödtet oder verwundet worden.

Der*) vorerwähnte Mangel an gehöriger Leitung und Ordnung trat schon am ersten Tage unseres Abmarsches von Vera Cruz hervor. Für recht brauchbares Fuhrwerk war nicht gesorgt. Die Pferde und Maulesel waren zum Theil nicht gehörig eingefahren. Bei dem großen Train, wo eine strenge Ordnung am meisten nöthig gewesen wäre, trat bald ein willkührliches Alleinfahren der Wagenführer ein. Statt daß das Ganze möglichst früh des Morgens sich hätte in Bewegung setzen müssen, fuhr nur ein Theil des Trains mit der Fourage am Vormittage ab, begleitet von der Cavallerie, welche aus einer 100 Pferde starken Compagnie Georgia-Volontairen bestand. Die Infanterie, eingetheilt in einen rechten und einen linken Flügel, und bei jedem ein Theil des übrigen Trains, sollte um 4 Uhr Nachmittags abmarschiren, der Abmarsch erfolgte aber erst um 6 Uhr. Während des Marsches, auf welchem die Infanterie trotz der großen Hitze und des schlechten Weges in tiefem Sande große Unverdrossenheit zeigte, trat bald Dunkelheit ein. Des Nachts um 9 Uhr bivouakirte der rechte Flügel nach Passirung einer kleinen Brücke, der linke Flügel eine Meile rückwärts der Brücke. Die Cavallerie und die beiden Geschütze waren bereits weiter vor. Der Major Lally, welcher an dem Tage am Bord beim Colonel Wilson zum Diner war, traf erst Nachts 11 Uhr ein.

*) Die hier folgende genaue Beschreibung des Zuges von Vera Cruz nach Jalapa, ist, wie bereits oben in dem Vorworte von mir erwähnt, aus dem Tagebuche meines Bruders entnommen worden. Anmerkung des Herausgebers.

Am 7. August rückte der rechte Flügel nebst dem ihm zugetheilten Train bis St. Fee, wo die Cavallerie schon vor ihm angelangt war; der linke Flügel nebst zugehörigem Train bis zu dem vorigen Bivouakplatze des rechten Flügels. St. Fee ist ein kleiner Ort von sechs elenden Häusern, welche verlassen und verwüstet waren. In der Nähe giebt es große schöne Weiden mit gutem Graswuchse, unterbrochen hin und wieder von kleinen Baumpartieen. Auf jenen Weiden trafen wir viele hundert Stück Rindvieh, auf welche eine recht belustigende Jagd gemacht wurde, wobei sich unsere Cavalleristen besonders auszeichneten. Ueberhaupt bewiesen unsere Leute nicht bloß Geschick im Erlegen, sondern auch im Zerlegen der Thiere und deren weiterer Zubereitung. — Gegen Abend wurden äußere Wachen ausgestellt. Der Major Lally, welcher ohne officielle Meldung vom linken Flügel war, erhielt während der Nacht gelegentlich die Mittheilung, daß dieser Flügel nach Vera Cruz zurückmarschirt sei, welche Nachricht sich jedoch später als falsch auswies.

Am folgenden Tage, den 8. August, brach der rechte Flügel um $6^1/_2$ Uhr in folgender Marschordnung auf, 1. die Cavallerie, 2. die Artillerie, 3. das Gros der Infanterie, 4. der Train, 5. Infanterie als Arriergarde. An Sicherheitsanordnungen fehlte es wieder. Jede Truppenabtheilung marschirte ganz sorglos, ohne Avantgarde, ohne Seitenpatrouillen. Nach Passirung des Weidereviers von ungefähr zwei Meilen Ausdehnung, führte die Straße durch eine Art von Wald mit dichtem Unterholze, wo öfter, zum Theil stundenlang angehalten wurde, um den linken Flügel herankommen zu lassen, was besser durch späteres Aufbrechen hätte bewirkt werden können. Ungefähr um 10 Uhr traf unser Flügel, der rechte, bei Rio St. Juan, einem creek, ein, wo die Straße über eine steinerne Brücke führt, in deren Nähe wir ein Lager bezogen. Erst gegen Abend langte daselbst auch der linke Flügel an. Von den uns nun schon mehrseitig umschwärmenden Guerillas waren an diesem Tage einige Fuhrknechte und ein, wegen Lähmung am Fuße, zurückgebliebener Soldat (von Kerssenbruk aus dem Lippischen, auch im Magdeburgischen begütert)

angegriffen worden. Der Letztere war getödtet, und dessen Leiche durch Messerstiche im Gesicht, an der Brust u. s. w. arg zerfleischt worden. Dagegen hatten unsere Cavalleristen 3 Mexikaner, welche gefangen genommen und angeblich der Gefangenschaft durch die Flucht sich hatten entziehen wollen, erschossen.

Am 9. August ging es weiter, wie an den früheren Tagen, nur ward an diesem auch noch viel Unfug mit dem willkührlichen Losschießen der Gewehre von einzelnen Leuten getrieben, was die Folge hatte, daß gegen Abend ein Mann durch einen Pistolenschuß schwer am Kopfe verwundet ward, wahrscheinlich durch die Unvorsichtigkeit eines amerikanischen Dragoners. Daß überhaupt nicht mehr Unglücksfälle der Art sich ereigneten, war bei der Ausdehnung, in welcher jener Unfug vorkam, sehr zu verwundern.

Am 10. August sollte mit Tagesanbruch abmarschirt werden, dies geschah aber wieder erst um 6½ Uhr. 25 Mann Cavallerie und darauf die beiden Geschütze, hinter jedem der Munitionswagen, bildeten die Avantgarde! In einiger Entfernung folgte dann der rechte, und zuletzt der linke Flügel. Bei dem Train herrschte wieder viel Unordnung, wodurch bisweilen stundenlanger Aufenthalt veranlaßt wurde; einmal gingen auch einige Züge unmittelbar vor meinen Augen durch. Die Cavallerie an der Tete, geführt von einem Rittmeister, marschirte geschlossen in Reihen, ohne auch nur einen Mann vorauszusenden. In Betreff der Artillerie muß ich bemerken, daß dieselbe nach englischer Art lafettirt, und daß jedes Geschütz und jeder Munitionswagen mit 6 guten Pferden bespannt waren, die alle sehr gleichmäßig anzogen. — Um 10¼ Uhr feuerten Mexikaner von einer Höhe etwa aus einer Entfernung von 600 Schritt auf uns, ohne jedoch einen Mann zu treffen. Hätten sie unsere Cavallerie und Artillerie näher heran kommen lassen, so konnten sie dieser bedeutenden Schaden thun, ohne selbst etwas zu riskiren. Etwa eine Viertelstunde später wurden eine Voltigeur-Compagnie gegen den rechten Flügel der Mexikaner, und zwei Mousquetier-Compagnieen gegen ihre Front beordert, jedoch ohne auch nur einen Tirailleur voraus zu

schicken. Ich schloß mich den Mousquetier-Compagnieen an. Diese marschirten in Reihen bis zum Fuße der Höhe, schwenkten mit der Tete, und stiegen dann in Front den nicht steilen, aber mit großen einzelnen Steinen bedeckten Berg, etwa 250 Fuß hoch, hinan. Auf dieser Seite fiel kein Schuß; gegen die Voltigeur-Compagnie auf unserem linken Flügel wurden zwar von den Feinden einige Schüsse gerichtet, aber ohne Erfolg.

Bald darauf wurden die zurückgewichenen Mexikaner wieder auf einer Bergkuppe, etwa eine Viertelstunde entfernt, bemerkt. In zwei Richtungen wurden einige Compagnieen gegen sie entsendet, jedoch nicht in der richtigen. Zwei dieser Compagnieen, unter dem Hauptmanne Winans, rechts gehend, langten auf einer Höhe an, von wo man einzelne Mexikaner auf der vorliegenden Hauptstraße im Thale hin- und hersprengen sah. Hätten diese beiden Compagnieen ihren Marsch 800 bis 1000 Schritte weiter fortgesetzt, so würden sie einen Theil der Feinde in Verlegenheit gebracht haben, aber sie kehrten, wie ich glaube auf Befehl des Majors Lally, zum Gros zurück. Eine halbe Stunde später ward der Marsch wieder fortgesetzt. Während wir an beiden Seiten des Weges Gebüsch und links von uns eine ziemlich steile Höhe hatten, bemerkte Jemand rechts im Gebüsche einen Mexikaner, worauf die 25 Mann Cavallerie an der Tete hielten und jeder nach der ungefähren Richtung des wieder verschwundenen Mexikaners feuerte. Der Zug ging weiter, und die Cavallerie war eben im Begriff, auf eine kleine Ebene, hinter der in etwa 250 Schritt Entfernung sich eine sanfte Anhöhe erhob, zu debouchiren, als 40 bis 50 Mexikaner in mehreren kleinen, wenig geordneten Abtheilungen im Galopp vorsprengten. Unsere Cavallerie feuerte auf die Mexikaner, diese erwiederten solches, zogen sich dann aber zurück, worauf ihnen unsere Artillerie einige Schüsse nachsandte. Hätten die Mexikaner ihren Angriff mit dem Säbel kräftig ausgeführt, so hätten sie unsere, in Reihen marschirende und zum Gefecht wenig geordnete Cavallerie übel zurichten können. — Während unsere Artillerie auf fast ganz unbestimmte Objecte fortfeuerte, erhielt die Tete unserer

Colonne, bestehend aus Cavallerie, Artillerie und der nächsten Compagnie Infanterie, ein Flankenfeuer von der rechten Seite. Die feindlichen Kugeln gingen aber fast alle zu hoch. Zwei Compagnieen Infanterie besetzten darauf sogleich ein dünnes Buschwerk rechts der Straße und machten ein ununterbrochenes Feuer in geschlossener Linie at will (Bataillen-Feuer) nach dem jenseitigen Rande eines, etwa 250 Schritt breiten, freien Rasenplatzes und nach einer darüber hinaus liegenden Anhöhe. Da die feindlichen Kugeln den Fleck noch immer bestrichen, wo unsere Cavallerie und Geschütze zusammengedrängt standen, so war es nothwendig, den Feind in unserer rechten Flanke weiter zurückzuwerfen. Der Hauptmann Alword bewirkte dies. Er ging über den freien Platz mit ungefähr zwei Compagnieen vor und erstieg dann die zunächst belegene Höhe, auf welcher sich ein kleines altes Kastell befand. Der Hauptmann Alword hatte hierbei einige Schwierigkeit, seine eine sehr dichte Linie bildenden Leute rasch vorwärts zu bringen, weil sich diese zu sehr mit Schießen aufhielten, aber durch sein gutes Beispiel, — er ritt immer voran, — brachte er es doch dahin, das Terrain soweit vom Feinde zu säubern, daß dieser die Straße nicht mehr beschießen konnte. Um diese Zeit wurde mit mehreren Unterbrechungen auch ein Feuer in der Gegend von der Queue unserer Colonne hörbar.

Unser Verlust an diesem Tage bestand in zwei schwer verwundeten Officieren und drei verwundeten Sergeanten und Gemeinen, von welchen letzteren einer bald nach dem Gefechte starb. Unter den beiden schwer blessirten Officieren war der Hauptmann Calwell, ein sehr braver Mann, von unerschütterlicher Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit. Dieser starb später in Jalapa in der Nacht vom $^{18}/_{19}$. September.

Die Zahl der Feinde, mit welchen wir es in diesem Gefechte zu thun hatten, ward sehr verschieden angeschlagen, von 300 bis über 500 Mann. Ich habe nur gegen 50 Mexikaner zu Pferde gesehen, und glaube, daß das Flankenfeuer auf unsere Tete von andern, höchstens 100 Mann herrührte. Wie viel Mann gegen unsere Queue

agirt haben mögen, kann ich nicht einmal annähernd sagen, aber nach dem Feuern zu urtheilen, konnten dies auch nicht sehr viele sein.

Im Allgemeinen traten bei diesem Gefechte große Mängel auf unserer Seite hervor, hauptsächlich darin bestehend, daß keine Sicherheitsmaßregeln während des Marsches getroffen waren, und daß kein Tiraillement stattfand. Der Hauptmann Alword klagte über das Benehmen der raw recruits, aber der Fehler hatte eine tiefere Quelle.

Das Lager bezogen drei Compagnieen Infanterie, die Artillerie und Cavallerie auf und an einer kleinen freien Höhe, 1000 Schritt westlich von der Brücke über einen Bach; der Train dahinter; die übrige Infanterie theils zwischen dem Hügel und der Brücke, theils noch rückwärts der Brücke auf dem rechten Ufer des Baches. Was die Sicherheitsvorkehrungen während der Nacht anbelangte, so hatte im Wesentlichen jede Compagnie für ihre eigene Sicherheit zu sorgen, und jeder Hauptmann, welcher einen Flügel commandirte, hatte die Inspection über den Sicherheitsdienst bei seinem Flügel.

Am Morgen des 11. August sandte der Major Lally einen Expressen, begleitet von 6 Dragonern, nach Vera Cruz mit dem Gefechtsberichte und der Bitte, um Verstärkung! welches letztere ich erst einige Tage später erfuhr. Der Expresse ward die erste Meile durch die ganze Compagnie Georgia-Volontaire eskortirt. Diese glaubten feindliche Cavallerie vor sich zu sehen, und kamen in wilder Flucht zurück. Eine halbe Stunde später trafen eine Compagnie Louisiana-Volontaire von Vera Cruz ein, welche den Expressen von der Verfolgung durch etwa 11 Mexikaner befreiten und von diesen einige tödteten.

Der Vormittag ward zur ärztlichen Pflege der Verwundeten und Kranken benutzt, welche letztere sich von Tage zu Tage vermehrten, woran außer Anderm das mangelhafte, obgleich ziemlich klare Trinkwasser schuld war. Die Ausgabe von Rum oder Essig zur Mischung mit dem Wasser möchte sehr nützlich gewesen sein, aber dafür ward nicht gesorgt.

In der Gegend unsers Lagers gab es eine Menge schwarzer Geier, imgleichen viele Papageien, welche mit lautem Geschwätz über unsere Köpfe hin- und herflogen. Auch umkreis'ten uns bald wieder auf allen entfernteren Höhen Trupps von Guerillas. Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags erfolgte der Abmarsch, im Wesentlichen wie an den früheren Tagen. Das Ersteigen eines Plateaus von etwa 250 Fuß Höhe war für den Train sehr anstrengend. Auf diesem Plateau, welches zwar zunächst an der Straße nicht dicht bewachsen, aber wegen der vielen Steine für den Gebrauch der Cavallerie nicht geeignet ist, läuft die Straße fort, bis sie eine halbe Meile von Obejas sich steil nach der Tiefe hinabsenkt. Unmittelbar vor diesem Orte, bestehend aus etwa 10, zum Theil großen Gebäuden, läuft ein munterer Gebirgsfluß vorüber, der gutes Wasser hat. Der Fluß ist wohl fast überall von Infanterie zu passiren, aber die Ufer sind mit wenigen Ausnahmen ziemlich steil und dicht bewachsen. Bei Obejas führt eine starke steinerne Brücke von 150 bis 200 Fuß über den Fluß, welche von der Ostseite besser, als von der Westseite enfilirt werden kann. Von der Brücke nach Osten steigt dann die Straße wieder mehrere 100 Schritte in gerader Richtung aufwärts. Hätten die Mexikaner Obejas vertheidigen wollen, so konnten sie uns einen langen Aufenthalt und ziemlichen Verlust verursachen. Dabei würde ihr Rückzug durch Besetzung eines dominirenden Hügels auf der Westseite des Orts sich leicht haben sichern lassen.

Ich fand hier ein angenehmes Bad, aber eine schlechte Lagerstelle bei dem Stabe. In der Nacht fielen bei den Vorposten einige Schüsse, welche alle Truppen im Lager auf die Beine brachten.

Donnerstags am 12. August ward um 7 Uhr aufgebrochen. Die Cavallerie war wieder voran! Ich veranlaßte endlich den Rittmeister, einen Vortrupp von 6 Mann auf der Straße voraus zu schicken, und führte diesen meistens selbst. Die schlechte steinige Straße lief bald über, bald um sanfte Hügel und über verschiedene, dicht bewachsene Hochebenen. Auch passirten wir mehrere steil eingeschnittene Thalgründe auf steinernen Brücken. Der Rittmeister, mit

seinen Obliegenheiten wenig vertraut, sah sich nach der nachfolgenden Colonne gar nicht um, sondern marschirte immer blind darauf los. Um 10½ Uhr kam die Cavallerie bis auf ⅓ Meile vor dem Kastell Puente National an. Hier ward Halt gemacht. Ich ritt zurück. Die nächsten Truppen waren eine Meile hinter uns! Um 12½ Uhr traf auch der rechte Flügel auf der Straßenhöhe vor Puente National ein. Jetzt erfolgte eine Recognoscirung und lange Berathschlagung. Von der letztern hielt ich mich zurück, weil mich Niemand fragte. Bei der Recognoscirung hatte ich leider mein Fernglas nicht bei mir, sonst würde ich vielleicht schon da die auf der Brücke errichtete Barrikade bemerkt haben.

Meine Ansicht vor dem Gefechte war folgende: erstens, Wegnahme des Kastells von der Seite des Bergrückens; dann Flankirung des rechten Flügels mittelst Durchwadung des Flusses und Angriff in der Front mit dem Bajonett; sämmtliche Infanterie bis auf 2 Compagnieen vorgezogen; Formirung einer starken Infanterie-Avantgarde; Mitwirkung der Artillerie nur, wo sie es geschützt kann; Zurücklassung der Cavallerie zur Deckung des Trains.

Um 2 bis 2½ Uhr ward der Angriff begonnen, wobei die Eintheilung der Truppen folgende war: 1. 16 Mann Infanterie, 2. dicht dahinter 2 Geschütze von der Mannschaft gezogen, 3. der Rest der Compagnie, von welcher jene ersten 16 Mann waren, 4. eine Compagnie Cavallerie. Diese Truppen gingen auf der geraden Straße vor. In einer Entfernung von 400 bis 500 Schritt folgten 3 Compagnieen des rechten Flügels. Eine Compagnie dieses Flügels war außerdem rechts detachirt, um diese Flanke zu decken. Gegen das Kastell ward nichts unternommen.

Der Major Lally, Hauptmann Alword und Gefolge begleiteten die Artillerie, ich schloß mich den 16 Mann der Avantgarde an. Als ich mit diesen mitten auf dem Flusse war, ward die Barrikade sichtbar. Ich sagte den 16 Mann, die jetzt stockten, so wie Alles, was ihnen weiter rückwärts folgte, daß sie die Barrikade wegräumen müßten. Plötzlich erfolgte ein heftiges Feuer des Feindes von dem Berg-

rande, den nächsten Häusern und Bäumen vor uns, und zugleich von dem Kastell. Fast jeder suchte eine Deckung, so gut er konnte. Die Infanterie erwiederte alsbald das Feuer, die Cavallerie machte, daß sie zurückkam, und die Artillerie blieb eine Weile sehr blos gestellt. Ich hatte bald darauf etwa 40 Mann hinter einer kreisförmigen Mauer unter meinem Commando, nachdem ich den einen Premier-Lieutenant und Compagnie-Führer mit etwa 20 bis 30 Mann links in die Büsche zur Deckung der Flanke detachirt hatte. Bei dem sich nun bildenden anhaltenden Feuergefechte fragte mich der erste Artillerie-Officier, ob ich „als Gentleman" es für keine Unehre erachtete, wenn er seine Geschütze zurückzöge. Meine Antwort war, Artillerie sei hier durchaus nicht an ihrem Platze, worauf er die beiden Kanonen durch seine Leute zurückbringen ließ, die eine auf die Höhe der Chaussee gegen das Kastell, die andere auf die Bergspitze rechts der Straße. Das von da aus nach dem gegenüber liegenden Höhenrande gerichtete Artilleriefeuer machte einen guten Eindruck. — Den unter meinem Commando befindlichen Leuten versagten manche Gewehre. In vielen Gewehren waren die Kugeln gar nicht oder nur mit vieler Anstrengung und großem Zeitaufwande zu Grunde zu bringen. Bei manchen andern wurden dagegen die Läufe bald so heiß, daß die Gewehre kaum noch zu handhaben waren, auch fingen die Patronen, von denen jeder Mann 40 Stück bei sich hatte, an auszugehen, weßhalb einzelne faule Kerle ihre Munition an die übrigen vertheilen mußten. Bei dieser Gelegenheit erhielt der Lieutenant Winander einen Schuß durch die Brust und einen zweiten durch den Arm. Ich ließ ihn erst an einen etwas gedeckten Ort und dann durch einen Kranken ganz zurückbringen. Die Verwundeten, welche dazu im Stande waren, ließ ich zurückgehen. Wer dies nicht konnte, blieb einstweilen gedeckt liegen. Kein Gesunder durfte einen Verwundeten zurückführen. — Einen andern Lieutenant, welcher mit gefeuert hatte, sandte ich ab, um eine Ablösung der Compagnie zu bewirken, oder doch wenigstens Munition herbeizuschaffen. Nach einer Viertelstunde kam dieser mit einer guten Quantität Munition zurück, meldete aber auch zugleich, von unseren Truppen sei

nichts zu sehen, der Feind wäre im Vorgehen gegen die linke Flanke unserer Colonne begriffen. Nachdem die Patronen vertheilt und die Leute noch einmal mit Wasser versorgt waren, machte ich ihnen bekannt, daß sie diesen Posten bis auf weitern Befehl halten müßten, daß ich zum Major gehen würde, um zu bewirken, daß durch andere Truppen eine Bewegung gegen den Feind, um diesen zum Rückzuge zu zwingen, ausgeführt, und daß die Compagnie abgelöst werde. Meine Eröffnung machte sichtbar einen günstigen Eindruck auf die Leute.

Hinter der kurzen Brücke fand ich ungefähr eine halbe Compagnie Infanterie, theils in einem Gebäude, theils hinter Büschen neben der Straße. Außerdem war von unseren Truppen zunächst nichts zu sehen. Zwei mexikanische Pferde sprengten auf der Chaussee umher. Ich bog ab, um von einer Höhe aus eine Uebersicht zu gewinnen, das Gebüsch war da aber zu dicht, weßhalb ich zur Chaussee zurückkehrte. Fast auf der Höhe dieser fand ich die Tete unserer Colonne, d. h. des Trains, der so ineinandergefahren war, daß er die Chaussee für Truppenbewegungen sperrte. Hier herrschte allgemeine Niedergeschlagenheit. Den Major, welcher nebst dem Stabe hier hielt, bat ich, daß er die Compagnie vorn möge ablösen lassen. Er antwortete, daß er keine Truppen zusammenbringen könne. Der Feind habe Angriffe auf die linke Flanke und die Queue der Colonne gemacht. Um die linke Flanke zu decken, seien 1½ Compagnieen links entsendet. An der Queue sei der dort zahlreich erschienene Feind von dem linken Flügel abgehalten. Zur Deckung unsers rechten Flügels wären etwa 1½ Compagnieen verwendet. — Der Hauptmann Alword sprach zugleich die Absicht aus, für heute von weiteren Angriffen abzustehen und den Uebergang während der Nacht zu bewirken. Ich erklärte mich dagegen und meine Ansicht drang durch. Die erschlaffte Stimmung belebte sich wieder. Es ward beschlossen, das Kastell sollte genommen und dann die Brücke gestürmt werden. Anderthalb Compagnieen wurden meiner Führung anvertraut, mit der Bestimmung, das Kastell anzugreifen, alsdann den Fluß zu durchwaden, den Feind zu flankiren

und so den Uebergang über die Brücke zu erleichtern. Zugleich ward der Hauptmann Hornsbay mit seiner Compagnie befehligt, die Compagnie an der Brücke abzulösen.

Bei den mir untergebenen, gegen das Kastell bestimmten 1½ Compagnieen befand sich nur ein Officier, aber dieser eine war der stets muntere und unternehmende Lieutenant Ridgely. Den Weg in die Tiefe fand ich bald aus, schwieriger war es, von dort weiter zu kommen. Doch gelang auch dies, nachdem wir einige hundert Schritte im Flußbette aufwärts gewadet waren. Der Feind mochte unsere Bewegung gegen seine Rückzugslinie bemerkt haben, und wahrscheinlich aus diesem Grunde das Fort verlassen, was wir jedoch nicht sehen konnten. Dem Hauptmann Hornsbay war der Rückzug des Feindes aus dem Kastell vermuthlich aber nicht unbemerkt geblieben. Plötzlich erschallte ein Jubelruf von seinen Leuten, worin die meinigen einstimmten. Ridgely und ich brachten letztere zum Schweigen und führten sie weiter. Es fand sich nunmehr auch ein guter Weg; Ridgely war hierbei immer allein voran. Als wir uns dem Kastell nähern, ordne ich die Colonne zum Angriff, so gut es gerade angeht. Der Hauptmann Hornsbay war aber nun bereits im Fort, das er, ohne einen Schuß zu erhalten, von der andern Seite aus kurz vor unserer Ankunft eingenommen hatte, und auf der Zinne desselben schwang der Lieutenant Ryssel das amerikanische Sternenbanner. Unsere Infanterie stürmte darauf die Brücke, erhielt dabei ein ziemlich heftiges Feuer, aber nur von kurzer Dauer. Die Barrikade ward aufgeräumt, die Cavallerie folgte der Infanterie nach, und der Feind zog sich durch la Ventilla und auf der Rückseite des Berges in der Verlängerung der Nationalbrücke zurück. Unsere Truppen besetzten dann noch eine Höhe ohne weiteres Gefecht um 7 Uhr Abends. Beim Dunkelwerden rückte auch der Train in la Ventilla ein. Der Stab lag während der Nacht in der Hacienda von Sta. Anna, einem schönen, jetzt aber wüsten Gebäude. Hauptmann Alword, früher mit mir ganz verschiedener Ansicht, stattete mir eine förmliche Danksagung ab, und von allen Officieren und von sehr vielen Leuten ward mir seit dieser

Zeit auf eine ausgezeichnet freundliche Weise begegnet. — Das Kastell ward auf Anordnung des Hauptmanns Alword mit ungefähr einer Compagnie besetzt, eine Maßregel, mit der ich anfangs nicht einverstanden war, die sich aber später als sehr zweckmäßig auswies.

In la Ventilla ward am 13. August zur ärztlichen Pflege der Verwundeten und zur Beerdigung der Todten Ruhetag gehalten. — Der Hafervorrath zeigte sich jetzt schon erschöpft. Es hatte niemals eine regelmäßige Ausgabe desselben stattgefunden, sondern fast Jeder, der Hafer gebrauchte, hatte ihn beliebig genommen. Auch war wegen des Mangels an Futterbeuteln durch das Hinschütten des Hafers auf den Boden sehr viel Futter unnütz verloren gegangen. Der Major Lally sandte nun die Louisiana-Volontaire nebst Mr. Mc. Gary (agent of quarter-masters department) nach dem 5 Meilen entfernten Calinas, um Fourage zu holen. Diese kehrten aber bald wieder mit der Nachricht zurück, daß die ganze Gegend unbebaut, und deßhalb kein Hafer oder dergleichen zu erhalten sei.

Ich beschäftigte mich an diesem Tage mit einer Recognoscirung, erstieg das Kastell, und nahm von da aus die Gegend auf. Edward Cantwell, ein junger, denkender und eifriger Officier, commandirte an diesem Tage in dem Fort. Abends um 8 Uhr versuchte ich den Fluß (Rio de la Antigua) zu durchwaden, um zu sehen, an welchen Stellen er dort für Infanterie passirbar sei. Hierdurch zog ich mir aber eine starke Erkältung zu. Den Major Lally bat ich nachher, dem commandirenden Officier im Kastell sagen zu lassen, daß er den Fluß einem auf denselben zuführenden Fußwege gegenüber nicht durchwaden könne, daß er jedenfalls über die Brücke zurückgehen solle, wobei er von der andern Seite, nämlich vom linken Ufer, Unterstützung finden werde. Der Major sagte dies zu, die Benachrichtigung war aber doch nicht erfolgt.

Am 14. August beabsichtigte der Major vor Tagesanbruch abmarschiren zu lassen, also wahrscheinlich in der Stille, aber mitten in der Nacht wirbelten die Tamboure, als ob sie das ganze Gebiet von Meriko hätten in Alarm bringen wollen. Der Abmarsch erfolgte den-

noch erst zwei Stunden nach Tagesanbruch etwa um 7 Uhr, nachdem zuvor einige leere Wagen verbrannt waren. Von dem Kastell aus beobachtete ich noch eine Weile den Abmarsch unserer Truppen und das vorsichtige Nachfolgen des Feindes, der von einer Höhe zu uns herüberschoß. Bei dieser Gelegenheit wäre ich den Guerillas beinahe in die Hände gefallen. — Unser Marsch führte uns nun zu dem ungefähr 12 Meilen entfernten El Plan. Er war wegen der Hitze für Menschen und Thiere mit großer Erschöpfung verbunden. Auch war der Weg meistens schlecht, sehr steinig und uneben, und an beiden Seiten von dichtem Gebüsch umgeben. Ungefähr um 12 Uhr fielen plötzlich auf die Mitte des Trains von der rechten Flanke her Schüsse, wodurch mehrere von unsern Leuten verwundet wurden. Die Mannschaft hierauf in das coupirte Terrain vorzutreiben, hatte Schwierigkeit. Sie feuerte lieber von der Straße aus auf einen Feind, den sie nicht sah. Unser erster Arzt, der Dr. Copper, voll Verdruß über dies schlechte Benehmen der Truppen, ging in das chapparel vor und bewirkte durch sein Beispiel, daß die Soldaten das Gleiche thaten. Ich konnte es nachher nicht unterlassen, den Doctor darüber zu tadeln, daß er als Arzt sich so exponirt hatte, was von ihm auch anerkannt wurde. Der stattgehabte Angriff veranlaßte endlich, daß wenigstens dann und wann Seitenplänkler abgeschickt wurden. Diese Anordnung geschah aber auf so ungeschickte Weise, daß dadurch für die Sicherheit des Ganzen nicht viel gewonnen ward, obwohl man eine übermäßig große Anzahl von Leuten dazu verwendete, die dadurch nur unnützer Weise ermüdet wurden. Die Entkräftung der Mannschaft ward außerdem auch auf diesem Zuge wieder durch unnöthiges, oft langes Halten gesteigert. Dieses fand häufig von Seiten einzelner Compagnieen ganz willkührlich Statt, so wie sie an einen einladenden Ruheplatz kamen. In einzelnen Compagnieen, z. B. bei den Voltigeuren unter Mr. Lee und dem Hauptmann Hornsbay hörte alle Ordnung auf. Im Allgemeinen ward Seitens der Compagnieen lange nicht genügend dafür gesorgt, daß keine Marauden zurückblieben. Die Arriergarde, bestehend aus einer Compagnie Cavallerie, hatte zwar den Auftrag,

die Leute nachzubringen, war aber nicht im Stande, dies vollständig auszuführen. Von den auf dem Zuge von Vera Cruz bis Jalapa vermißten 12 Soldaten mögen allein am 14. August 6 Mann zurückgeblieben sein. Das häufige Halten der Colonne wurde um so ermüdender, als man niemals wußte, ob es bloß durch ein augenblickliches Stocken hervorgerufen war, oder ob es den Zweck hatte, für einige Zeit auszuruhen.

Gegen Abend bei der Annäherung an El Plan fand ein ungeschicktes, sehr zeitraubendes Absuchen des Terrains Statt. Ein Mr. Johnston begab sich nach einem links von der Straße belegenen Kastell, zeigte sich oben auf dessen Zinne und ward für einen Feind gehalten, worauf sogleich ein Kanonenschuß dahin erfolgte! — Auch hier rückte wieder der Train erst beim Dunkelwerden in den Bivouakplatz. — Bei El Plan fließen zwei Bergwasser. Die Brücke über den größern, westlichen, Rio del Plan, war von den Mexikanern zerstört worden. Die Amerikaner hatten dagegen am Ufer eine Descente gemacht, so daß der Fluß durchwadet und durchfahren werden konnte. In der folgenden Nacht fühlte ich mich in Folge der mir zugezogenen Erkältung bereits sehr krank und hatte mehrere heftige Ruhranfälle. Für unsere Pferde und Maulesel war es bei dem Mangel an Fourage ein Glück, daß sich bei El Plan zwei gute Weideplätze fanden.

Am 15. August brachen wir nach dem Passe von Cerro Gordo auf, aber erst gegen Mittag und nur mit etwa 480 Mann Infanterie, 2 Geschützen und einer Compagnie Cavallerie. Der übrige Theil der Truppen, einige Wachen ausgenommen, war unfähig zu marschiren. Die Stärke der ausrückenden Truppen erfuhr der Commandeur erst während des Marsches! Auch auf diesem trat wieder das öftere unnöthige Halten ein, imgleichen eine Veränderung in der Marschordnung. Eine schwache Compagnie Voltigeure unter Mr. Lee mußte den Vortrapp bilden, dieser dicht folgend kam die Cavallerie und Artillerie, und dann erst die übrige Infanterie. Aber auf dem ganzen Marsche fand sich weder Terrain für Cavallerie noch für Artillerie.

Von El Plan bis zum Eingange des Passes von Cerro Gordo

ungefähr 3 Meilen, ist die Straße ansteigend, holperig und an beiden Seiten dicht bewachsen. 600 bis 800 Schritt vor dem Eingange des Passes zweigt sich rechts die Straße ab, den der größere Theil der Truppen unter dem General Scott eingeschlagen hatte.

Als unsere Tete etwa um 2 Uhr Nachmittags noch 200 Schritt vom Eingange des Passes entfernt war, erhielten wir ein ziemlich heftiges Feuer in unserer rechten Flanke. Unsere Cavallerie ging in Sicherheit zurück, die Infanterie und Artillerie aber erwiderten das Feuer von der offenen Straße aus. Nachdem dieser Unsinn eine Weile gedauert hatte, veranlaßte ich den Major Lally, die Artillerie zurück-, und dagegen die Infanterie vorzuschicken, um den Feind aus der Nähe der Straße zu vertreiben, und den Truppenbewegungen auf dieser Sicherheit zu geben. Die Artillerie hielt nämlich unsere eigene Infanterie vom Vorgehen ab und feuerte auf 250 bis 300 Schritt Entfernung auf einzelne, gedeckt stehende Feinde, ohne selbst einigen Schutz zu haben. Die Unfolgsamkeit des Artillerieofficiers und die Ungelenkigkeit eines der Geschütze auf der breiten Straße nebst der Verlegenheit des Majors bildeten hierbei eine komische Scene. Auch das Benehmen des Hauptmanns H.... war bei dieser Gelegenheit mangelhaft. Viele einzelne Leute zeigten auch hier wieder ihre Scheu, in dem Dickicht zu avanciren.

Links waren gegen die brustwehrartigen Verschanzungen des Feindes 2 Compagnieen unter Mr. Ridgely, — eine gute Wahl des Commandeurs, — entsendet. Es dauerte mehrere Stunden, bis wir hörten, daß diese Truppen an den Feind kamen. Sie hatten sehr schwierige, anstrengende Wege. Endlich hörten wir Feuer, auch einen Kanonenschuß. Was von Infanterie entbehrlich war, ward nachgeschickt. Ridgely nahm in einem glänzenden Angriffe eine vom Feinde ziemlich stark besetzte und durch lebhaftes Feuer vertheidigte steinerne Umwallung, urd jagte den Feind eine weite Strecke zurück, ohne ihm zu fernerm Widerstande Zeit zu lassen.

Die Mexikaner haben die Eigenthümlichkeit, daß ihr Widerstand überall matt wird oder gar aufhört, sobald er nur an einem Punkte

erst überwältigt ist. Dies zeigte sich besonders hier recht auffallend. Eine rohe Steinmauer oben auf der Höhe vor uns, die von ihnen besetzt war, (nach der Meinung einzelner Gespensterseher unter uns von mindestens 200 Mann, was ich aber nach der Recognoscirung mittelst des Fernrohres auf 25 Mann berichtigte), wurde nach der vorerwähnten Vertreibung ihrer Truppen aus der weiter links gelegenen Position durch Ridgely, ohne Gefecht verlassen. Ebenso wirkte jenes Zurückweichen der Mexikaner auch auf ihre Truppen rechts der Chaussee, die jetzt gleichfalls vor der Compagnie des Hauptmanns Hornsbay und der diesem nachgesandten Verstärkung sich zurückzogen. Der Feind leistete überhaupt nirgends mehr Widerstand. — Da der Abend herankam, die Cavallerie und Artillerie vorerst gar nicht gebraucht werden konnte, und es sehr schwierig gewesen wäre, dieselben an dem Orte, wo sie hielten, für die Nacht mit Wasser zu versorgen, so veranlaßte ich den Major Lally, beide nach El Plan zurückzuschicken, wohin letzterer und ich auch zurückkehrten. Der Hauptmann Alword blieb dagegen aus freien Stücken an dem Passe von Cerro Gordo. Während der Nacht wurden dann noch mehrere der dortigen steinernen Umwallungen ohne Gefecht genommen, und jede derartige Position von Abtheilungen unserer Truppen besetzt gehalten. Auch ließ der Hauptmann Alword in der Nacht eine auf der großen Straße vorgerichtete Barrikade wegräumen.

Bei unserer Rückkehr nach El Plan fanden wir dort einen Dr. Cooper unter der Bedeckung eines Officiers und 13 Louisiana-Rangers von Vera Cruz eingetroffen. Der Major Lally hatte nämlich in dem am 11. August abgesandten Schreiben um Verstärkung, auch besonders um Vermehrung des ärztlichen Personals gebeten. In Folge dessen war am 13. August ein aus mehreren Compagnieen und einigen Wagen bestehendes Detachement von Vera Cruz zu unserer Verstärkung aufgebrochen, und diesem am 15. August von Puente del Rio der Doctor Cooper nebst Bedeckung vorausgeeilt. Derselbe berichtete, daß bei Passirung von Puente National auf ihn und seine Begleiter nur ein Schuß gefallen sei, und daß ihnen dieser Punkt unbesetzt ge-

schienen habe. Die Leichen des Lieutenants Twiggs und anderer Amerikaner hätten sie auf der Straße liegend gefunden, und erstere wiederum bestattet.

Dem Major Lally schlug ich darauf vor, am 16. August früh Morgens die ganze Cavallerie nach Puente National zu senden, um der nachrückenden Verstärkung den Uebergang dort zu erleichtern. Es würde besonders darauf ankommen, den Höhenrand am linken Ufer zu gewinnen. Sollte derselbe durch den Feind besetzt sein, so würde unsere Cavallerie im raschen Anfalle sich der Position bemächtigen müssen, dann eine starke Patrouille der Verstärkung entgegenzusenden, und diese zur Beschleunigung ihres Marsches aufzufordern haben. Der Major entgegnete darauf, daß zu diesem Unternehmen keine Cavallerie disponibel und dieselbe zu sehr entkräftet sei. Um die nachrückende Verstärkung abzuwarten, blieb ein Theil der Infanterie, nämlich die Wachen und die marschunfähige Mannschaft, die Cavallerie, Artillerie und der Train am 16. August im Bivouak bei El Plan, während die übrige Infanterie die Höhen des Passes von Cerro Gordo besetzt hielt, wo am Morgen dieses Tages die letzte feste Stellung ohne Gefecht eingenommen war. Erst gegen Abend, um doch etwas zu thun, befahl der Major Lally, daß der disponible Theil (!) der Cavallerie zur Unterstützung des uns nachrückenden Detachements nach Puente National aufbrechen solle, warauf etwa um 9 Uhr Abends ein Officier und 32 Louisiana-Dragoner dahin abgingen; offenbar eine halbe und zu spät ergriffene Maßregel, die nichts helfen konnte. Diese Dragoner kamen bald nach Tagesanbruch am 17. August mit der Meldung zurück, daß sie Puente National vom Feinde stark besetzt gefunden, von unseren Truppen nichts vernommen, und in der Voraussetzung, daß diese sich wieder zurückgezogen hätten, gleichfalls umgekehrt seien, ohne sich mit dem Feinde eingelassen zu haben*).

---

*) Ueber das Schicksal dieses von Vera Cruz uns nachgesandten Detachements erfuhr ich Ende September in Jalapa folgendes Nähere. Dasselbe bestand:

Am Abend des 15. August nach der Rückkehr nach El Plan traf ich vor dem Zelte mit mehreren Deutschen, welche unter den Louisiana-Volontairen dienten, zusammen, u. A. mit einem gewissen Hoffmann aus Rheinbaiern, einem frühern Bildhauer, und einem Ernst Osten aus Mecklenburg-Schwerin. Der Letztere hatte studirt, sich dem Dr. von Rauschenplatt angeschlossen, namentlich auch an den Auftritten in Hambach und Frankfurt sich betheiligt, war darauf wegen Verfolgungen in seiner Heimath nach Amerika gegangen, daselbst zuerst Buchdrucker geworden, und dann als Theilnehmer an einem größern Farmer-Unternehmen von einer Actiengesellschaft betrogen, zuletzt unter den Volontairen eingetreten. Osten sprach von dem Beginnen Rauschenplatt's und dessen Anhänger, aus Deutschland eine

1. aus 1 Compag. vom 12. Infant.-Regim. unter dem Hauptmann Wells, stark	70 Mann	133 M. Inf.
2. 1 Compag. vom 14. Infant.-Regim. unter dem Hauptmann Hailes, stark	63 "	
3. 1 Compag. volunteer rangers unter dem Hauptmann Fairchild		70 M. Cav.
	zusammen	203 Mann

nebst 11 Wagen, worunter 2 Ambulancen. Dasselbe hatte die Ordre, sich auf der Straße nach Puebla mit dem Corps unter dem Major Lally zu vereinigen, und marschirte am 13. August von Vergara und respective Vera Cruz bis St. Fee, am 14. bis Puente del Rio (River de S. Juan), wo es zu einem Gefecht mit den Guerillas kam; am 15. nach Obejas, wo es wieder ein Gefecht zu bestehen hatte. Am Morgen dieses Tages war der Dr. Cooper unter der Bedeckung des Lieutenants Henderson und 13 Rangers von Puente del Rio vorausgeschickt. Dieselben sollten jedoch vorsichtig und höchstens 6 Meilen weit vorausgehen. Da der Hauptmann Wells später nichts weiter von ihnen erfuhr, so hatte er befürchtet, daß sie in die Hände der Guerillas gefallen sein würden. Am 16. August rückte das Detachement weiter nach Puente National. Nachdem es schon am Morgen dieses Tages 2 Wagen eingebüßt hatte, erhielt es von dem Kastell bei Puente National ein überraschendes Feuer von kleinem Gewehr, Geschützen und congrevischen Raketen, wodurch es sich nach Verlust von einigen Mann, drei Viertheilen der Zugthiere, 7 Wagen und 1 Ambulance zum Rückzuge gezwungen sah. Dieser ging am 17. August bis St. Fee, von wo Mr. Bady freiwillig nach Vera Cruz vorauseilte, und von da um 10 Uhr Nachts 2 Ambulancen und 4 andere Wagen dem Detachement entgegen brachte. Die Cavallerie ging schon am 17. nach Vera Cruz zurück, und die Infanterie folgte ihr am 18. August dahin nach. Das Detachement hatte bei dieser verunglückten Expedition im Ganzen verloren: 3 Todte und 27 theils Verwundete, theils in Folge der Anstrengungen Erkrankte, außerdem 1 Ambulance und 10 andere Wagen.

Republik machen zu wollen, wodurch so viele Unbesonnene sich in's Elend gestürzt hätten, sehr mißbilligend. Auf amerikanischem Grund und Boden war bei ihm ruhige Einsicht in vollem Maße wiedergekehrt. Osten und Hoffmann schienen übrigens, trotz ihrer damaligen ungünstigen Verhältnisse, der besten Laune zu sein, nur klagten beide sehr darüber, daß sich unter den Volontairen so viel schlechtes Gesindel befinde. Diebstähle unter Cameraden an allerlei Gegenständen, selbst an Waffen, kämen täglich vor. Ein anderer junger Deutscher seufzte darüber, daß er seines Pferdes nicht Herr sei. Auf meine Frage: ob es viele Leute in der Compagnie gäbe, die sich früher niemals mit Pferden beschäftigt hätten? gab er mir zur Antwort: die Mehrzahl. — Hoffmann und Osten schienen mir nach der Sorgfalt für ihre Pferde und Ausrüstung, sowie nach ihrer Rührigkeit, zu den besten unter den Volontairen zu gehören.

An dem Ruhetage zu El Plan, dem 16. August, besuchte ich daselbst das Hospital, welches sich in einer Kirche befand. Die Pflege der Patienten war sehr mangelhaft. Schwerkranke, welche kaum athmen konnten, lagen schlecht bedeckt in Schmutz und Staub auf bloßen Steinen. Der erste Arzt war übrigens sehr thätig in der Behandlung der Verwundeten, und ließ es auch nicht an der Anwendung theurer Mittel, z. B. an Portwein, zur Kräftigung der Reconvalescenten fehlen.

Da der Major Lally es als gewiß annahm, daß das ihm von Vera Cruz nachgesandte Detachement wieder zurückgegangen sei, so beschloß er am 17. August den Marsch fortzusetzen. Als wir auf der Höhe des Weges bei Cerro Gordo angelangt waren und der Stab längere Zeit geruht hatte, ritt der Major mit Mr. Ridgely nach den verschiedenen Stellungen, welche der Feind auf der Südseite der Straße besetzt gehabt hatte. Inzwischen waren die Truppen ohne allen Befehl. Niemand wußte, wie weit und wohin er gehen sollte. So kam der Abend heran, und jeder richtete sich nun ein, wo er gerade war, was natürlich weit vortheilhafter für die Mannschaft und Pferde einige Stunden früher bei Tage geschehen wäre. Der

Abend und die Nacht waren sehr regnerig, und meine Krankheit sehr im Zunehmen.

Am 18. August ging unser Marsch von der Höhe der Straße bei Cerro Gordo nach der etwa 10 Meilen entfernten Hacienda El Encero, wo wir um 3 Uhr Nachmittags anlangten. Bevor wir nach El Encero kamen, hatten wir eine Schlucht zu passiren, welche von einem kleinen Bache durchströmt wird. Nur der Stab und der rechte Flügel rückten durch diese Schlucht in die Hacienda El Encero ein, während der linke Flügel und der Train auf der anderen Seite der Schlucht zurückblieben, was für den Marsch am folgenden Tage sehr unvortheilhaft war.

Am Donnerstage, dem 19. August, rückten wir weiter vor nach Jalapa. Sämmtliche Truppen brachen um 8 Uhr Morgens auf, gleich nachher mußte aber der rechte Flügel bis nach 12 Uhr unthätig an der Straße Halt machen, um den Train nebst dem linken Flügel abzuwarten. Die Chaussee führte hierauf bald wieder durch dicht bewachsenes Terrain, weßhalb ich daran erinnerte, daß das Vorausgehen der Cavallerie unzweckmäßig sei. Dies ward jedoch nicht beachtet. — Sehr angegriffen und ermüdet legte ich mich dicht neben der Straße nieder, und schlief bald so fest ein, daß sämmtliche Truppen und Wagen an mir vorüberzogen, ohne daß ich das Geringste davon merkte. Der letzte Wagenführer rüttelte mich aus dem Schlafe auf, ohne dessen Aufmerksamkeit ich wahrscheinlich bald darauf den Guerillas in die Hände gefallen sein würde. Nicht lange nachher zwischen 5 und 6 Uhr Abends kam es nämlich etwa anderthalb Meilen vor Jalapa wieder zum Gefecht. Vor dem Beginnen desselben ward ein Guerilla mit einer weißen Fahne, der vielleicht als Parlamentair abgeschickt war, von amerikanischen Soldaten erschossen. Ohne Zweifel geschah dies aus Unwissenheit der letztern, und war um so verzeihlicher, als die Mexikaner in dem Kastell an der Puente National eine weiße Kriegsfahne gehabt hatten. Als der Feind sein Feuer begann, ward unsere Cavallerie des rechten Flügels zurückgeschickt, um gegen die eine Flanke des Feindes zu operiren. Sie hatte

aber auch da, was schon vorher zu übersehen war, kein Terrain, und kam nun zu Fuß mit dem Karabiner auf der großen Straße wieder vor! Der Train war so stark in einander gefahren, daß die Chaussee nur mit großer Mühe von einzelnen Fußgängern und Reitern passirt werden konnte. Ich gab es auf, mich weiter nach vorn durchzuarbeiten, war auch wegen meines leidenden Zustandes zur Theilnahme an dem Gefechte nicht aufgelegt. Nach etwa einer Stunde wich der Feind zurück, und unsere Colonne marschirte bis an den Eingang von Jalapa. Friedliche Unterhandlungen wurden an dem Abend noch von unserer Seite versucht, jedoch ohne Erfolg, und unsere Truppen blieben die ganze Nacht hindurch ohne alle Erquickung auf der Straße liegen. Diese Nacht war für mich und gewiß für viele Andere eine sehr traurige. Mein Lager hatte ich auf einem Steinhaufen, und daneben fühlte ich mich im höchsten Grade krank.

Am folgenden Morgen, dem 20. August, theilte mir der Hauptmann Alword einen Brief eines Mr. Welsch, eines Engländers und Notabeln in Jalapa, des Inhalts mit, daß die Einwohner der Stadt gegen die Amerikaner friedlich gesinnt wären, und letztere daselbst alle wünschenswerthe „accommodations“ erhalten könnten. Nur für das Benehmen einzelner böswillig gesinnter Leute aus dem Pöbel ließe sich nicht gutsagen. — Ich hielt diesen Brief, dessen Unterschrift ich nicht genau betrachtet hatte, für eine Mittheilung der Ortsbehörde, und ritt, getrieben von dem Wunsche, Ruhe und einige Pflege zu finden, allein in die Stadt, wo mir ein Lieutenant von den Louisiana-Dragonern, welcher einen Brief besorgt hatte, mit einer weißen mexikanischen Standarte begegnete. Die Einwohner starrten mich groß an. Zunächst ritt ich zu einem Landsmanne Namens Deibers, erfuhr aber von diesem, daß er auf das Logiren Fremder nicht eingerichtet sei, weßhalb ich mich nach dem Gasthofe von Vera Cruz begab. Dem Gastwirthe hatte ich beim Absteigen kaum eröffnet, wer ich sei und daß ich Alles, auch das Geringste, bei ihm bezahlen würde, als ein Offiziant in Uniform, gefolgt von einem zahlreichen Pöbelhaufen, in den Hof trat, und mich einlud, ihn zum Alkalden zu begleiten.

In der Vermuthung, daß dieser Auskunft über die Bedürfnisse der amerikanischen Truppen zu haben wünschte und daß ich ihm nützlich sein könnte, folgte ich, obgleich mir der Gang wegen meines körperlichen Befindens sehr beschwerlich fiel. Auf dem Bureau des Alkalden erklärte der capitaine de marine, Dn. José Nunnez de Villa-Vicencia, der mich dorthin geführt hatte, mich für kriegsgefangen, und verlangte, daß ich ihn zu dem Lager der mexikanischen Truppen weiter begleiten sollte, welche 2500 Mann stark unter einem General eine halbe Stunde westlich von der Stadt campirten. Dieses Ansinnen wies ich zurück als weder verpflichtet noch fähig dazu, und auf einen Stuhl mich niederlassend, machte ich keine Miene von dannen zu gehen. Don Nunnez wollte meine Behauptung, daß ich kein Amerikaner wäre und nicht im Dienste der Union stände, nicht gelten lassen, weil mein Militairbeinkleid und meine Bewaffnung dagegen sprächen. Er forderte mir sogar den Degen ab. Anfangs hiervon gar keine Notiz nehmend, erwiederte ich ihm, als er dringender ward: wenn er fürchte, ein Halbsterbender werde mit seinem Degen großen Schaden anrichten, so wolle ich zu seiner Beruhigung mein Schwerdt auf den Tisch des Alkalden legen, und es daselbst so lange liegen lassen, als ich selbst im Zimmer bliebe. Don Nunnez protestirte gegen die ihm zugetraute Furcht, schien nunmehr aber beruhigt. Hierauf trat Don José Maria Mata herein, Oberst der s. g. Nationalgarde oder Guerillas, früher Doctor der Medicin. Dieser begegnete mir mit der vollkommensten Höflichkeit, wie es Officieren gegen einander gebührt, und erklärte, daß er meine Versicherung, preußischer Officier zu sein und nicht im Dienste der vereinigten Staaten zu stehen, zwar nicht bezweifle, daß er aber seiner Stellung halber den Beweis hierüber fordern müsse, und daß ich, bis solcher von mir beigebracht worden, mich als Kriegsgefangenen der mexikanischen Armee zu betrachten hätte und Jalapa nicht verlassen dürfe. Ich ging diese Bedingung ein und versprach ihm, mich dazu schriftlich auf Ehrenwort verpflichten zu wollen, daß ich ihm diesen Nachweis liefern würde. Der Oberst Don Mata ließ mir durch den Dolmetscher Entschuldigungen wegen

des ungeschliffenen Benehmens des Don Nunnez, der sich bereits wieder entfernt hatte, sagen, mit dem Bemerken, daß es sich von selbst verstehe, daß ich meinen Degen wieder zu mir nehmen könne. Kaum war Don Mata fortgegangen, als eine Bewegung unter den Anwesenden entstand. Von dem Dolmetscher erfuhr ich, daß der berüchtigte Bandenführer Jarauta unten auf dem Marktplatze sei. Gern hätte ich diesen gesehen, aber der Dolmetscher rieth mir, mich ihm nicht zu zeigen, weil derselbe ein Wütherich sei, der kein Gesetz achte. Ich setzte nun die dem Don Mata versprochene schriftliche Erklärung auf, und hatte diese noch nicht beendigt, als der Einzug der Amerikaner erfolgte, die auch bald vor dem Gebäude erschienen, worin ich mich befand. Jene Erklärung übergab ich dem Alkalden, worauf mir angekündigt ward, daß ich mich jetzt, nachdem die Amerikaner von dem Orte Besitz genommen hätten, beliebig nach jedem Orte in der Stadt begeben könne. Meinen Degen nahm ich darauf wieder zu mir und begab mich nach dem vorerwähnten Gasthofe, von wo indeß während meiner Abwesenheit mein Pferd fortgeholt war.

Ungefähr acht Tage später übergab ich dem Alkalden Abschriften meines Patentes und des Ministerial-Passes, nebst einem Schreiben an den mexikanischen General Soto, den Gouverneur des Staates Vera Cruz, worin ich zugleich um die Rückgabe meines Pferdes bat. Jene Abschriften wurden von einem Deutschen mit den Originalen verglichen, dann von dem Alkalden videmirt und dem General Soto übersandt. Hierauf erhielt ich einen Brief vom Obersten Don Mata, worin dieser mir anzeigte, daß meine Kriegsgefangenschaft als aufgehoben zu betrachten sei, daß aber aus der Rückgabe meines Pferdes nichts werden könne, weil es wegen des Brandes U. S. als ein amerikanisches zu betrachten sei, und deßhalb dem Manne, welcher es genommen habe, als gute Prise gelassen werden müsse. Auch bat mich der Oberst Don Mata, ihm ein Zeugniß über sein Benehmen gegen mich zukommen zu lassen. Diesem Wunsche genügte ich, wobei ich nochmals das Verlangen um die Rückgabe des Pferdes wiederholte, was jedoch erfolglos blieb.

Der ganze Truppentransport unter dem Commando des Majors Lally war auf dem Marsche bis Jalapa durch Krankheiten entsetzlich heruntergekommen. Wenige über die Hälfte der Leute waren dienstfähig. Auch die meisten Officiere lagen darnieder. Der Commandeur beschloß deßhalb, in Jalapa zu verweilen, bis Menschen und Transportmittel wieder hergestellt sein würden, was mir wegen meiner Krankheit auch sehr erwünscht war. Nachdem ich das theure Hotel Vera Cruz wieder verlassen und in dem Hause des schon erwähnten Herrn Deibers Aufnahme gefunden hatte, besserte sich mein Zustand allmählig wieder, wozu die gute Pflege, welche ich hier fand, und der Gebrauch verschiedener Kräuter besonders beitrugen. Der Krankheitszustand der meisten Soldaten hatte in dem übermäßigen Genusse von Branntwein und unreifen Früchten seinen Grund. Dazu kam das ungewohnte Klima, der Mangel an geeigneten Lagerstellen und an gehöriger Bedeckung und Kleidung. Es zeigten sich hier recht einleuchtend die bösen Folgen der mangelhaften Disciplin. Auf dem Marsche durch die terra caliente hatten viele Soldaten ihre Tornister weggeworfen oder auf die Wagen gelegt, von welchen selbige in Folge der bei dem Train herrschenden Unordnung abhanden gekommen waren. Diese Leute befanden sich nun in der Temperatur zu Jalapa, besonders des Nachts, in großer Verlegenheit. Erst nach einem mehrwöchentlichen Aufenthalte in Jalapa wurden unsere sämmtlichen Soldaten wieder mit Decken und auch mit Schuhen versehen, wobei übrigens mit zu ängstlicher Rücksicht auf den Kostenpunkt verfahren wurde. Aehnlich ging es mit der Reparatur der Wagen. Diese waren nach einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Jalapa noch nicht vollständig wieder ausgebessert.

In Folge einer an die amerikanische Garnison in Perote gelangten Nachricht, daß die Truppen unter dem Major Lally bei Cerro Gordo von den Guerillas zurückgeschlagen wären und sich in einer sehr üblen Lage befänden, war der Oberst Winekoop, der Commandant von Perote, mit zwei Compagnieen Infanterie und einer Compagnie Cavallerie von da aufgebrochen, und traf am 23. August in

Jalapa ein. Er hatte den Marsch in der kurzen Zeit von 36 Stunden gemacht, seine Truppen befanden sich aber bei ihrer Ankunft zu Jalapa in einem fast gänzlich aufgelösten Zustande. Dieser Oberst Winekoop, ungefähr 32 Jahre alt, von stattlichem Aeußern, sehr rüstig, entschlossen, von schneller Fassungsgabe, überhaupt von guten militairischen Anlagen, scheint recht die Fähigkeit zu haben, seine Truppen im Schwunge mit sich fortzureißen. Leider gestattete er aber bei diesen eine grenzenlose Indisciplin. Gleich am folgenden Tage, dem 24. August, machte er mit seiner Cavallerie von ungefähr 100 Mann einen Streifzug nach Cohuatepek, um den General Soto anzugreifen. Aber dieser, obgleich er in Cohuatepek eine Compagnie regulaire Infanterie und 400 Guerillas beisammen hatte, wich dem Treffen aus, den Ort den Amerikanern überlassend, welche sich ein für die mexikanischen Truppen und Officiere bereitetes, noch warmes Frühstück gut schmecken ließen, und mit Wegführung von einigen Gefangenen und mancher Beute nach Jalapa zurückkehrten.

Schon in den ersten Tagen nach unserm Einrücken daselbst waren einzelne Soldaten, welche wahrscheinlich Plünderungen und andere Excesse versucht hatten, von Einwohnern der Stadt verwundet, einige sogar ermordet worden. Der Alkalde versicherte, daß er außer Stande sei, solchen Handlungen, sowie Diebstählen an amerikanischem Eigenthume, vorzubeugen. Unter den Truppen des Majors Lálly ward darauf die Zucht alsbald soweit wieder hergestellt, daß Plünderungen und Raubanfälle von Seiten dieser Leute aufhörten. Desto ärger hausten die unter dem Obersten Winekoop von Perote angekommenen Volontaire. Das zahlreiche unter diesen Truppen befindliche Raubgesindel führte täglich die schamlosesten Schandthaten aus, z. B. Beraubung von Damen auf offener Straße, Diebstähle im Quartier, Einbruch, Beraubung von Kirchen u. s. w. In dem Hotel Vera Cruz, worin ich anfangs logirte, wohnten außer dem Obersten Winekoop etwa zehn von seinen Officieren. Sieben derselben ließen ihre Rechnungen unbezahlt, und aus fünf Zimmern, in welchen Officiere logirt hatten, waren Bettzeug, Vorhänge, Handtücher, imgleichen aus

dem Garten des Wirths verschiedene Wäsche, z. B. auch vier mir zugehörige Hemden, gestohlen worden. Verschiedene Male sah ich, daß Soldaten dieser amerikanischen Truppen mit mexikanischen Decken, Sätteln, Zaumzeugen und andern Gegenständen, die noch ungebraucht und ohne allen Zweifel von ihnen geraubt waren, in jenem Hotel offen Handel trieben und diese Waaren (wahrscheinlich für eine Kleinigkeit) an ihre Officiere verkauften! Auf solche Weise wurden Diebstahl und Raub durch die Officiere, welche selbst Vortheil davon zogen, begünstigt. Eine Folge dieses schamlosen Betragens war, daß die Kaufleute ihre Läden schlossen, daß aller Handelsverkehr stockte, und daß jeden Morgen einige amerikanische Soldaten ermordet gefunden wurden. Der Oberst Winekoop war wüthend hierüber, tobte und drohte gegen die städtische Behörde, aber ohne Erfolg, weil er selbst nicht die nöthigen Maßregeln ergriff, um jenen Excessen zu steuern. Am 30. August zog er mit seinen Truppen*) wieder von Jalapa ab, worüber nicht bloß die Einwohner der Stadt, sondern auch die daselbst zurückbleibenden Truppen unter dem Major Lally erfreut waren. Jene Excesse hörten sofort auf, und die Läden wurden wieder geöffnet.

Unter den letztgedachten Truppen kamen übrigens bald nachher nicht minder bedenkliche Vergehen vor, welche in einer Unregelmäßigkeit der Soldzahlung ihren Grund hatten. Den amerikanischen Soldaten soll die Löhnung alle zwei Monate von einem Zahlmeister in Gegenwart eines höhern Officiers ausgezahlt werden. Ende August war für viele Leute der Sold wieder fällig geworden. Der Major Lally nahm aber Anstand, denselben auszahlen zu lassen, weil sich bei seinen Truppen kein Zahlmeister befand. Manche Soldaten hielten

*) Unter diesen befand sich auch als gemeiner Soldat ein von Gagern, ein sehr gesunder, junger Mann, der angeblich früher Fähnrich bei der preußischen Garde-Artillerie gewesen war. Bei einem mir abgestatteten Besuche klagte er sehr über sein gegenwärtiges Dienstverhältniß. Sein Compagniechef wäre von Metier ein Schuster, ein anderer Officier der Compagnie ein Schneider, beide wären zwar Deutsche, aber ohne alle militairischen Kenntnisse. Bei der Compagnie gehe es darüber und darunter. Niemand beföhle, und Niemand gehorche.

sich deßhalb zu dienen nicht weiter für verpflichtet und desertirten. Andere suchten ihrer Geldverlegenheit durch den Verkauf ihrer Effecten, sogar ihrer Waffen an Mexikaner, abzuhelfen. Ich rieth daher dem Major, daß er irgend einen Officier mit den Geschäften des Zahlmeisters beauftragen und den fälligen Sold an die Leute möge auszahlen lassen. Er lehnte dies anfangs ab, weil es den bestehenden Vorschriften nicht entsprechend sei. Einige Tage später verstand er sich aber doch zu dieser Maßregel, da ihre Nothwendigkeit immer einleuchtender wurde. Der vorerwähnte Waffenverkauf führte übrigens zur Entdeckung verschiedener geheimer Waffen- und Montirungs-Niederlagen der Mexikaner, wobei der Dr. Copper und Lieutenant Ridgely besonders thätig waren. Letzterer gebrauchte die List, daß er selbst unter der Hand Waffen an Mexikaner verkaufen ließ, wodurch er zunächst mit den Aufkäufern bekannt wurde, und durch diese den geheimen Depots der Guerillas weiter auf die Spur kam.

Unser Aufenthalt in Jalapa dehnte sich bis zum 1. October aus, weil die Nachricht einlief, daß wir bei der Fortsetzung des Marsches auf starke Streitkräfte des Feindes, angeblich 5000 bis 8000 Mann, stoßen würden. Aus diesem Grunde beschloß der Commandeur einen von Vera Cruz uns nachfolgenden Truppentransport unter dem General Lane abzuwarten.

Die Gegend von Jalapa ist wegen der schönen Bergformationen sehr reizend für das Auge. Der Coffre de Peröte (14000 Fuß hoch) scheint mit seinem Felsengipfel fast über der Stadt zu hängen, der Orizava zeigt sein schneebedecktes Haupt den Einwohnern von Jalapa noch im Mondenscheine. Von einzelnen Punkten der Stadt sah man des Morgens früh auch den Golf. Gern hätte ich die interessantesten Punkte der Umgegend, namentlich die Spitze des Coffre besucht, als ich wieder frei und bei Kräften war, aber die umherstreifenden Guerillas machten dies unausführbar. Nach und nach ward mir der Aufenthalt in Jalapa sehr langweilig. Dieselben Spaziergänge durch die Stadt täglich wiederholt, gewährten keine besondere Unterhaltung, und das Spazierenreiten machte mir auch wenig Vergnügen, weil das Tempo, der Hunde-

trab, worin die amerikanischen Officiere ihre Pferde gehen ließen, mir zu sehr mißfiel. Zum Glück für meine Unterhaltung bekam ich bald nach meiner Genesung von einem deutschen Kaufmanne in Jalapa eine spanisch-deutsche Grammatik nebst einem Wörterbuche. Daß ich dergleichen Bücher von Düsseldorf nicht mitgenommen habe, bedauere ich sehr. Vorläufig habe ich so viel gelernt, daß ich in einem mexikanischen Gasthofe fordern kann, was zur Leibesnahrung gehört.

Nur eine Hacienda ganz in der Nähe der Stadt, Casa Tempo, besuchte ich in Begleitung meines Wirths. Ich fand daselbst gegen 500 Orangenbäume, meistens sehr üppig aussehend, voller Früchte, aber keiner dieser Bäume war veredelt, weßhalb die Früchte bei weitem nicht so schön waren, wie die spanischen. Die Zeit der völligen Reife tritt im Januar und Februar ein. Doch sah man auch damals schon viele dieser Früchte auf dem Markte. Unter den Orangenbäumen in jener Hacienda ward zugleich Mais gebauet, und zweimal im Jahre abgeerndtet, was sehr einträglich sein muß, da der Mais sehr hoch im Preise steht. Die Körner werden aus den Aehren gemacht, indem man diese auf groben Bastmatten oder auf hölzernen Scheiben mit kleinen Vertiefungen hin- und herreibt, eine Arbeit, welche von Indianern verrichtet wird. Die Rosen sollen dort das ganze Jahr hindurch blühen. Von einem Zimmetbaume probirte ich ein Stückchen frischer Rinde, die einen sehr kräftigen Geschmack hatte. In der terra caliente soll indeß diese Baumart noch weit besser gedeihen.

Die Regenzeit dauert in Jalapa von Ende Juni bis Ende October, die trockene Jahreszeit von Februar bis Ende Juni. In der letztern soll es jedoch auch nicht ganz an Regen fehlen. Die Umgegend von Jalapa wird zu der fruchtbarsten und gesundesten im ganzen Lande gezählt. Der Boden besteht aus einer dunkelfarbigen, fetten Dammerde. Es giebt daselbst eine große Menge verschiedener Baumpflanzen und Fruchtgattungen. Ueberhaupt soll das Gebiet der Republik Mexiko sämmtliche Naturproducte haben, welche in Amerika vom Staate Maine bis zur Nordgrenze von Patagonien vorkommen.

Nachdem der General Mac Lane am 29. September mit seinen

Truppen, bestehend aus 2500 Mann Infanterie, 150 Mann Cavallerie, 2 Geschützen und verschiedenen Wagen, in Jalapa eingetroffen war, ging unser Marsch zu meiner großen Freude am 1. October von dort über Perote nach Puebla weiter. Der General Mac Lane, früher Farmer in Indiana und Mitglied des Congresses, hat als Oberst und Regiments-Commandeur den vorigen Feldzug am Rio Grande unter Taylor mitgemacht und sich durch Tapferkeit sehr ausgezeichnet. Bei Buena-Vista durch die Brust und den Arm geschossen, hat er sich seine Wunden nur nothdürftig mit Tüchern verbinden lassen und ist nicht aus dem Gefecht gegangen. Er ist unternehmend und an Anstrengungen gewöhnt, aber von militairischer Disciplin und von einer zweckmäßigen Erhaltung der Kräfte seiner Truppen hat er nur mangelhafte Ideen. Vor unserm Weitermarsche von Jalapa war ich sehr gespannt darauf, welchen Einfluß er auf die Ordnung unter den Truppen äußern würde. Auf unserm ersten Marsche ging es in dieser Beziehung sichtbar besser, aber später trat ganz das oben gerügte Unwesen wieder ein. Auf dem Wege nach Perote kamen wir durch den Paß von la Hoya, auf dessen vulkanischen Felshöhen wir den Feind vermutheten, aber nicht antrafen. In jener Gegend, 7800 Fuß über dem Meere, sah ich blühende Rosen und abgeblühte Maguey-Pflanzen, Verwandte der Aloe. Auf der Ebene von Perote, 7700 Fuß hoch, erfrischten uns hin und wieder vortreffliche Orangen. Bevor man auf dem Wege von Jalapa nach Perote den Paß von la Hoya betritt, hat man auf die Abfälle, das Flachland und auf das Meer im Osten reizende Aussichten. Aber der deutsche Baumwuchs und der nordische Rasen fehlen dem Auge, weßhalb ich der Schönheit vaterländischer Gebirgsscenen bei weitem den Vorzug gebe*).

---

*) Bis hierher geht die aus dem Tagebuche meines Bruders entnommene Ergänzung dieses Briefes. Er selbst hatte in diesem den Zug von Vera Cruz bis Jalapa nur mit wenigen Worten berührt, namentlich in seiner bescheidenen Weise von dem Gefechte an der Nationalbrücke nur bemerkt, daß dasselbe amerikanischer Seits nicht angemessen eingeleitet gewesen sei, wodurch er Gelegenheit gefunden habe, auf dessen Fortgang einzuwirken, welche Theilnahme mit Dank anerkannt worden sei. Anmerkung des Herausgebers.

Bei Perote ist ein ziemlich festes, sehr wohl erhaltenes Kastell, worin wir nach unserem Ausrücken von Vera Cruz (die Entfernung zwischen beiden Orten beträgt ungefähr 120 englische Meilen) die erste amerikanische Garnison trafen. Unsere Kranken und Verwundeten wurden daselbst zurückgelassen, wogegen uns ein Theil der alten Garnison verstärkte. Der ganze Transport betrug nun etwa 3500 Mann Infanterie, 250 Mann Cavallerie, 7 Geschütze und 100 Wagen. Es hieß, daß St. Anna mit 8000 Mann regulairen Truppen und 3000 Guerillas in und bei Puebla stehe, daß ein Theil dieses Corps die Amerikaner in den Forts von Puebla bedränge, während der übrige Theil den Gebirgspaß El Pinal gegen uns vertheidigen werde. Einen Marsch von diesem Passe entfernt wurde durch Kundschafter berichtet, daß St. Anna gegen unsere rechte Flanke mit ganzer Macht anrücke. General Lane ließ den Wagenpark unter Bedeckung in einer festen Hacienda zurück, und ging mit dem Hauptheile seiner Truppen dem Feinde entgegen. Derselbe hatte 1500 Mann Cavallerie und 6 Geschütze. Unsere zu weit vorausgegangene Reiterei überrannte in der Stadt Huemantla die feindliche eben aufgestellte Artillerie, nahm 3 Geschütze, und vertheidigte sich dann in einem Kirchhofe und den anstoßenden Gebäuden mit dem Karabiner gegen die der Artillerie nachgefolgten Lanciers und Husaren, bis unsere Infanterie in den Ort eindrang, worauf der Feind abzog. Viele Häuser, aus denen geschossen war und solche, in denen man mexikanische Flüchtlinge vermuthete, wurden erbrochen, dies führte zu einer Plünderung, welche der General indeß möglichst hemmte. Die Scene, welche die mit allerlei Beute beladenen zum Theil trunkenen Soldaten auf der Plaza Principale darstellten, war gar tragi-komisch. Unter 4 gefangenen Officieren befand sich auch der Sohn des Kaisers Iturbide, jetzt mexikanischer Husaren-Major. Die übrigen Gefangenen wurden entlassen, die 4 Officiere mitgenommen. Sie fanden die schonungsvollste Behandlung. Von den Amerikanern waren 20 Mann todt und verwundet. Einen bedeutenden Verlust erlitten sie durch den Tod des Anführers der Cavallerie, des Capitains Walker,

welcher als einer der ausgezeichnetsten Helden unter allen amerikanischen Truppen und in den Vereins-Staaten bekannt war. Mehr als das Gefecht selbst an Leuten gekostet hatte, verloren wir auf dem nächtlichen Rückmarsche zu unsrer Hacienda. Am Abende des folgenden Tages wurden ungefähr 50 Mann vermißt. Rührend war die Trauer von Walker's tapferer Schaar, als seine Leiche eingebracht wurde. Die ganze Eskadron knieete weinend darum nieder, desgleichen viele andere Officiere. Walker war bei dem höchsten Heldenmuthe ein sehr edler Mann. Den Paß El Pinal durchzogen wir, ohne die früher berichteten Verschanzungen des Feindes zu finden. St. Anna hatte nur die Absicht, unsere Arriergarde, bevor sie den Paß erreichte, mit seiner Cavallerie anzufallen. Die gute Haltung eines deutschen Bataillons wies ihn aber zurück. Auch an jenem Tage (11. October) traten mir die Schwierigkeiten eines Nachtmarsches und so manche Uebel, welche aus einzelnen Versäumnissen entspringen, recht vor Augen. Die letzten Truppen erreichten das Bivouac erst nach Mitternacht, und waren doch des Morgens aufgebrochen, um einen Marsch von 8 legua's (zu $2^5/_8$ englischen Meilen) zurückzulegen. Am 12. October rückten wir hier in Puebla ein. Die Noth der nun befreiten Garnison war sehr übertrieben gewesen. Die mexikanischen Truppen hatten vor der Annäherung des Generals Lane die Stadt verlassen, aber einige Leperos (Leute aus dem Pöbel) und zurückgebliebene Guerillas schossen von den Dächern auf die Truppen, als diese nach ihren Quartieren marschirten. Die Erstürmung der betreffenden Häuser und Plünderungen hier und da, die in den beiden nächsten Nächten fortgesetzt wurden, folgten jener sinnlosen und tückischen Neckerei. Puebla, die zweite Stadt des Landes, mit etwa 70 bis 80,000 Einwohnern, mit breiten, regelmäßigen Straßen, vielen weitläuftigen Gebäuden, meist Klöstern und einer imposanten Plaza Principale, bot an den ersten Tagen nach unserm Einzuge einen düstern Anblick dar. Alle Thüren und Läden waren geschlossen und außer einzelnen Abtheilungen und Gruppen von Soldaten war Niemand auf den Straßen sichtbar. Die eifrigen Bemühungen der Militair-Chefs haben endlich den Plünderungen Schranken

gesetzt und das Vertrauen der Einwohner zu ihrer Sicherheit wieder hergestellt.

Der General Lane hatte erfahren, daß St. Anna sich westlich von hier, dagegen der General Rea mit 4000 bis 5000 Merikanern sich 7 legua's östlich von Puebla befinde. Am 19. October statteten wir letzterem General einen Besuch c.b. General Rea bei weitem nicht so stark wie angegeben, hatte einige Cavallerie und unverständiger Weise auch einige 100 Mann Infanterie weit vorgeschoben. Letztere wurde von unsrer Cavallerie eingeholt, und die Merikaner verloren über 200 Mann an Todten und eine Menge Verwundeter, wogegen merkwürdiger Weise von den Amerikanern nur 3 Mann todt und verwundet waren. Der Rest des Feindes hatte sich nach Allisco zurückgezogen, wo der General Lane einen ernsten Widerstand vermuthete. Einzelne Schüsse fielen von jener Seite. Der General ließ Abends 7 Uhr in hellem Mondscheine die Artillerie gegen den Ort feuern. Dieses Mordgetöse contrastirte seltsam gegen die feierliche Stille der Natur. Es war für mich ein großartig trauriges Schauspiel, die Granaten unter furchtbarem Geheul auf das einsame Städtchen zu unseren Füßen fliegen zu sehen, rechts der Stadt, in welcher alle Glocken wie im Angstschrei ertönten, ein kegelförmiger steiler Berg mit den Ruinen eines Klosters, auf dem hohen Gipfel noch weiter zur Rechten die hellglänzende Schneekuppe des Popocatépetl, über dem Allen das tiefblaue Himmelszelt. — Die Beschießung des armen Ortes dauerte etwa eine Viertelstunde, dann rückten wir ein. Es fand sich kein Widerstand und der Alkalde nebst den Geistlichen, die dem General entgegenkamen, versicherten, daß der Feind bis auf die Avantgarde, die wir gesehen, schon um 1 Uhr Nachmittags westlich nach einem 11 legua's entfernten Orte abmarschirt sei. Einige Plünderungen kamen während der Zeit trotz des strengsten Verbots des Generals vor, worauf sich am nächsten Morgen die Reclamanten unter Führung der Geistlichkeit einstellten. Weil der General gerade zu den Truppen gegangen war, empfing ich vorläufig die geistlichen Herren und führte mit ihnen eine Unterhaltung in englischer, französischer und

in Brocken von spanischer und lateinischer Sprache, die viel Komisches hatte.

Am 19. October vor dem Gefechte war unsere Infanterie ohne Aufenthalt marschirt, die letzte $^1/_3$ Meile sogar gelaufen. In der Nacht erst spät zur Ruhe gelangt, befand sich diese Truppe am 20. Morgens sehr fatiguirt. Dies wurde beim Rückmarsche sichtbar, die Reihen lösten sich mehr oder weniger auf, Schaaren von Nachzüglern bedeckten die Straße. Ueberhaupt war die Infanterie so marode, daß der General es für unthunlich hielt, sie am 20. October bis Puebla zurückzuführen. Sie bivouakirte deßhalb Mitte Weges. Die ganze Entfernung von hier nach Allisco beträgt aber nur 7 legua's, also ungefähr 4 deutsche Meilen. — Würde unsere preußische Infanterie auch sobald ausspannen? Ich sage mit fester Ueberzeugung: „Nein." Aber freilich ist sie anders disciplinirt und geleitet. Bei den Amerikanern ist das rohe Element zur Kriegführung an Menschen und Pferden zum Theil vorzüglich, aber es hat sich meinen Beobachtungen vielfach dargestellt, daß die großen Mängel in der Organisation die Leistungen jener Kräfte bedeutend herabdrücken. Aus diesem Grunde glaube ich, daß ein amerikanisches Corps von 30,000 Mann oder mehr gegen ein gleich starkes europäisches unter der nämlichen Begünstigung durch den Kriegsschauplatz im entschiedensten Nachtheile stehen und nicht ausdauern würde.

Fragen Sie nach den hiesigen Ansichten über Fortgang und Beendigung des Krieges, so bekennt Jeder, daß seine Einsicht zu beschränkt sei, dies Dunkel der Zukunft zu durchdringen. Es giebt nur vage Vermuthungen. So glauben Viele, daß nach ansehnlicher Vermehrung der amerikanischen Truppen in diesem Lande, woran die Vereinigten Staaten jetzt arbeiten, den Mexikanern bald jede Hoffnung auf einen günstigen Ausgang schwinden werde, und daß sie in der endlichen Ueberzeugung von ihrer Schwäche sich im Laufe dieses Winters zum Frieden bequemen werden.

Von gebildeten Männern, die lange Zeit hier im Lande gelebt haben, wird es als ein Segen für Mexiko betrachtet, wenn es zu

einer constitutionellen Monarchie mit einem europäischen Prinzen als Regenten umgewandelt, und dieser unter den Schutz von Frankreich und England gestellt würde. Sollte diese Idee, welche von vielen angesehenen Eingebornen getheilt wird, Consistenz bekommen, so glaubt man, daß Don Enriquez von Spanien zu der neuen Krone viele Chancen habe.

Von dem Hauptcorps unter dem General Scott hören wir selten Neues, weil die Verbindung zwischen hier und der Hauptstadt unterbrochen ist. Seine Truppen sind sehr zusammengeschmolzen, doch hat er für seine Sicherheit für's Erste genug, denn die hier überflüssigen Truppen sollen bis auf weitere Ordre hier bleiben. Wir erwarten in kurzem einen neuen Truppen-Transport von Vera Cruz. Nach dessen Eintreffen hoffe ich, Gelegenheit zu finden, nach Mexiko zu kommen, wonach ich mich sehr sehne. Zwar hoffe ich nicht, dort noch großen Kämpfen beiwohnen zu können, der Krieg wird jetzt wohl mehr mit der Feder als mit dem Schwerdte zu Ende geführt werden; aber ich wünsche die amerikanischen Truppen unter Scott und diesen selbst, sowie die übrigen Chefs kennen zu lernen, außerdem mich auch in der Hauptstadt umzusehen. Ein Aufenthalt von vier Wochen daselbst mag für jenen Zweck hinreichen. Nach Ablauf der Zeit will ich die nächste Gelegenheit benutzen, über Havanna, Charleston, Washington nach New-York zu reisen. Vor dem Abgange von da nach Europa beabsichtige ich, falls die Casse ausreicht, den Niagara, einen Bekannten in Canada und die militairische Schule in Westpoint zu besuchen. Die Rückreise wird über Havre de Grace, Paris, vielleicht Metz, Trier, dann über Düsseldorf u. s. w. nach Magdeburg ausgeführt. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Aber was auch bevorstehe, Seiner väterlichen Leitung gebe ich mich mit aller Zuversicht hin und genieße einstweilen die angenehmen Stunden der Gegenwart. Durch frühere Empfehlungen habe ich einige werthvolle Bekanntschaften gemacht. Weit von der Heimath ist es unendlich wohlthuend, ein Haus zu finden, in dem man sich heimisch fühlt, ein solches steht mir bei dem hiesigen Juwelier Herrn Lenser, einem gebornen Braunschweiger,

offen. Auch das Begegnen von dem General, den Cameraden und selbst von den Soldaten gegen mich, muß ich rühmen. In der Wohnung des Generals, dem Palazio del Gabernadore, habe ich Gelegenheit bei dem Gewühl auf der Plaza Principale in das Volksleben etwas hineinzusehen und bei Sonnenuntergang weide ich mich oft auf meinem Balkone, eine Papiercigarre rauchend, an dem bezaubernden Anblicke der grandiosen Vulkane Popocatépetl und Iztaccihuatl unter dem klaren, reinen Himmel von Anahuac.

Das Klima hier soll für Nordländer nicht gesund sein, bis jetzt fühle ich mich aber in der freien Gebirgsluft recht wohl, und ich hoffe, während meines weiteren Bleibens auf diesem Tafellande, jene Erfahrung an mir nicht zu machen.

Gott behüte Sie und Alle, die ich verehre und liebe in der theuern Heimath!

Mit größter Hochachtung und dankerfüllter Erinnerung

Ihr

treuergebener v. Grone.

Theurer Busche!

Havanna, den 24. Januar 1848.

Das englische Dampfboot wird in einigen Tagen von hier nach Europa zurückkehren, ich sende Ihnen damit die Fortsetzung meines Briefes vom 24. October v. J.

Am 5. November trafen mit einem Train von ungefähr 600 Wagen, die der General Scott für weitere Verstärkungen nach der Küste zurücksandte, viele Invalide auf dem Wege zu ihrer Heimath in Puebla ein. Nachmittags sah ein Bekannter von mir 7 einarmige Officiere in einer Gruppe. Von einer Privatgelegenheit nach Mexiko, bestehend aus 35 Wagen mit Kaufmannsgütern, hatte ich zu meinem Glücke erst eine Zeitlang nach deren Abgange Kunde erhalten, ich würde bei früherer Benachrichtigung davon Gebrauch gemacht haben. Sämmtliche Wagen wurden von dem mexikanischen General Rea aufgehoben. Der General Mac Lane jagte diesem die meisten Wagen in Tlascala wieder ab und gab sie den Eigenthümern zurück.

Der spanische Consul in Puebla hatte mir versprochen, mir behülflich zu sein, daß ich mich einem anderen Waarenzuge von Privatleuten anschließen könne, aber nach jenem ersten mißglückten Versuche dachte kein Kaufmann daran, seine Waaren so unvorsichtig fortzusenden. Sehr erfreulich war mir daher die Ankunft eines Couriers von Washington nach Mexiko am 14. November in Puebla. Am folgenden Tage machte ich einen kleinen Ausflug auf's Land. Mit Herrn Lenfer ritt ich nach einer Hacienda des Marquis Vasconcellos. Dieser vormals erste Adjutant des Kaisers Iturbide hatte nach dessen Sturze sich in's Privatleben zurückgezogen und unter den späteren Regierungen

jedes Anerbieten zur Uebernahme einer Anstellung standhaft abgelehnt. Er war ein schlichter, einfacher Mann. Mit vieler Gefälligkeit zeigte er mir alle seine ökonomischen Einrichtungen, die weit mehr Sorgfalt für den Ackerbau bekundeten, als ich bei einem Mexikaner erwartet hatte. Freilich sollen aber auch die übrigen Besitzer von Hacienden in zweckmäßiger Bewirthschaftung ihrer Güter dem M. Vasconcellos nicht gleichkommen. Die erwähnte Hacienda liegt ungefähr eine Stunde nordöstlich von Puebla am Fuße der Malinche. Sie bietet zugleich ein historisches Interesse dar. Auf ihren Feldern befinden sich nämlich die Reste eines altindischen Ortes, angeblich aus der voraztekischen Zeit, Grabhügel der Häuptlinge und Fundamente von Wohnungen.

Am 15. November früh 5 Uhr nach einem Frühstücke beim General Mac Lane, brachen wir nach der Hauptstadt auf. Außer dem Courier waren unserer etwa 30 Reisende nebst einer Bedeckung von 110 Dragonern und 50 Büchsenschützen, welche letztere man auf erbeutete mexikanische Klepper gesetzt hatte. Commandeur war ein Capitain Roberts, ein renommirter Officier, der sich in dem Treffen bei Mexiko sehr ausgezeichnet hatte.

Die Hochebene von Puebla ist im Osten von der Malinche, einem Felsengebirge, das nahe an die Schneelinie — circa 14,000′ — streift, und dem Cerro del Pinal, im Westen von dem Popocatépetl und Iztaccihuatl begrenzt. Dieses weite Thal, das meistens sandigen Boden hat, aber doch gut angebaut ist (Mais, Weizen, Kartoffeln, Hülsenfrüchte u. s. w.), wird von dem Rio de Tlascala durchströmt, der sich in die Süd-See ergießt, außerdem von einigen kleinen Flüßchen und Bächen. Es ist im Ganzen wasserarm und eben so arm an Holz. Nur die umgrenzenden Bergwände tragen Wald. Die kleinen Städte und die Hacienden, welche auf diesem Plateau liegen, leuchten mit ihren weißen Mauern und Steinverzierungen weit über die Ebene. Ausgedehnte Wiesen und Weiden längs einzelnen Bächen thun dem Auge wohl, das erstaunt die Staubsäulen betrachtet hat, die ein mäßiger Wind an vielen Punkten der dürren Ebene oft gegen 300 Fuß

hoch wirbelnd emporhebt. Einen prachtvollen Anblick bieten die Gebirge dar, besonders beim Auf- und Niedergange der Sonne.

Wir kamen an diesem Tage dem Popocatépetl ziemlich nahe, und konnten deutlich die Rauchsäule bemerken, die ununterbrochen aus seinem Krater aufstieg. Die Entfernung von Puebla nach Mexiko beträgt 85 englische oder ungefähr 18 deutsche Meilen. Die Straßen, meistens sandig, waren für Reiter gut. Unser Fuhrwerk, 2 Militair-Bagage-Wagen und eine Privatkutsche, hatte angemessene Bespannung. Wegen der Wagen konnte nur im Schritt marschirt werden, was etwas ermüdend und langweilig war. Gegen Mittag machten wir in St. Martin, einem kleinen Städtchen, Halt. Die weitere Tour bis zu dem Nachtquartiere in Rio Frio machte ich mit einem andern Herrn, einigen Damen und mit einem amerikanischen Soldaten, getrennt von dem Convoi. Wir hatten irrthümlich geglaubt, daß die Dragoner vor uns seien, ritten und fuhren drauf los, bis wir uns endlich überzeugten, daß keine Bedeckung vor uns war. Viele Spuren von mexikanischen Pferden machten einen Anfall nicht unwahrscheinlich, wir blieben aber glücklich davon verschont, was mir wegen des geringen Beistandes, auf den ich zu rechnen hatte, sehr lieb war. Der Herr saß nämlich bei den Damen im Wagen und der Soldat war ein betrunkener Yankee, dem öfters die Waffe aus der Hand fiel.

Rio Frio, Hacienda, Gasthof und Indianerdorf an einem Bache gleiches Namens, liegt 10,000 — 11,000 Fuß hoch in einem engen Bergkessel, etwa 1000 Fuß tiefer als der höchste Punkt der Straße und östlich von diesem. Der Weg von St. Martin dorthin ist von dem Eintritt in das bewaldete Gebirge an malerisch schön. Feldpartieen, dichte Waldungen, erst von Laubholz, dann von hohen Kiefern, steile, finstere Schluchten, schäumende Gebirgswasser, hin und wieder eine grüne Wiesenmatte bilden eine reizende Scenerie. Daß der Gastwirth Don Friederico ein Deutscher sei, hatte ich mit Vergnügen gehört, und nach kurzer Unterhaltung stand ich mit

ihm und seiner jungen netten Frau auf dem Fuße alter Bekanntschaft. Außerdem, daß es mir angenehm war, mit Personen aus Minden und Bielefeld zusammenzutreffen, verschaffte mir diese Landsmannschaft eine vorzugsweise aufmerksame Bedienung und sogar ein Bett. Bald nach meiner Ankunft in Rio Frio wurden einige Mexikaner ganz in der Nähe von Räubern angefallen und ausgeplündert. Der Convoi kam etwa 3 Stunden nach uns in Rio Frio an. Ein geheizter Ofen Abends that angenehme Dienste. Am folgenden Morgen setzte sich der Zug um 5 Uhr wieder in Bewegung, mit Tages=Anbruch etwa um 6 Uhr waren wir auf der Höhe der Straße, rechts von uns lag ein kahler Berggipfel 1500 Fuß über uns; bald darauf hatten wir von einer großen Blöße aus den überraschenden Anblick des Iztaccihuatl, dessen Schneemantel, von den Strahlen des Morgenroths gefärbt, uns dicht zur Linken erschien, hinter den dunkeln Waldungen der näheren Berge gigantisch hervortretend. In fortwährendem Niedersteigen begriffen, erreichten wir einzelne Punkte, welche einen Blick in das Thal von Mexiko erlaubten. Man konnte durch Lücken in dem grünen Nadelholze rechts einen Theil des Sees von Tezcuco übersehen, der blau wie der Golf erschien und uns gerade gegenüber lag, und die schöne Bergkette, welche das merkwürdige Thal der Hauptstadt auf der Westseite einschließt. Um 10 Uhr hatten wir den Fuß des Gebirges erreicht.

Die beiden Hauptketten, welche das große Thal umfassen, streifen von Südost nach Nordwest, ihren senkrechten Abstand von Rücken zu Rücken schätze ich auf 5 bis 6 deutsche Meilen, die Längenausdehnung des Thales fast auf das Doppelte. In diesem großen Becken giebt es aber manche Hügel, bald in kettenförmiger Verbindung mit einander, öfters auch isolirt. Die meisten dieser Hügel, von denen einzelne sich wohl 1200 Fuß über das Plateau erheben, sind vulkanischer Natur. Früher müssen in diesem Thale bedeutende Eruptionen Statt gefunden haben. Bei St. Augustin, $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen südwärts von Mexiko, sieht man weite Flächen mit großen Lavablöcken bedeckt. Die Lava erscheint in dem Thale von Mexiko bald grau,

gelb, braun und fast schwarz, und ist mehr oder weniger porös. An den Bergen und vulkanischen Hügeln bedeckt sie in übereinanderliegenden, dünnen Schichten in der Richtung des Bergabhanges weite Strecken, man erkennt, daß sie in flüssigem Zustande von dem Krater ausgeströmt ist. In der Ebene erschien sie in wild durch einander liegenden Blöcken. An einem Orte habe ich eine röthlichbraune Lava bemerkt, die sehr locker erschien, als ob sie leicht an der Luft zerfiele. Die Früchte in jenem braunen Boden standen ausgezeichnet schön.

Der größere Theil von der Thalsohle um Mexiko wird von Seen (Lagunas) und nassen Wiesen eingenommen. Das übrige Land — mit Ausnahme der Lavafelder — ist fruchtbarer Ackergrund, auf dem man Mais, Waizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Obstbäume u. s. w. angebaut findet. Wald sieht man im Thale selbst nicht, nur die Hügel darin und der untere und mittlere Theil von den begrenzenden Gebirgsketten sind mit Holz bedeckt. Die Seen sind sehr seicht, und haben seit Cortez Zeit bedeutend an Ausdehnung verloren. Die Lagune von Tezcuco, welche früher die Mauern der Hauptstadt bespülte, ist jetzt ungefähr 4 englische Meilen davon entfernt, doch steht Mexiko durch Canäle noch immer mit allen Seen im Thale in Verbindung, welche von Süden nach Norden ihren Abfluß haben. Der südlichste See, der von Chalco, hat süßes Wasser, während das Wasser in den übrigen salzig ist. Capitain Roberts nahm am 17. November in Ayotla Quartier, 15 englische Meilen von Mexiko entfernt. Die Meisten von unserer Gesellschaft ritten schon an diesem Tage nach der Hauptstadt, ich blieb aber bei unserem Führer, weil ich von dem Aufenthalte in Mexiko bloß in meinem ziemlich abgenutzten Reitanzuge wenig Genuß gehabt haben würde. Nachmittags besuchte ich einige nahe Krater. Die Trichter waren 350 Fuß tief, die ebenen Grundflächen, cultivirt, schienen sehr fruchtbar. Der Durchmesser der Bodenflächen war 250 und 150 Schritt, die inneren Wände der beiden Trichter Lavafels von grauer Farbe, mit vielen Langrissen von oben nach unten, vermuthlich durch das Erkalten der flüssigen Masse entstanden.

Die erstiegene Höhe (500 bis 600 Fuß) gewährte mir eine hübsche

Aussicht nach Norden und Süden. Aber die Hauptstadt lag zu entfernt, als daß ich viel davon hätte sehen können. Der See von Tezcuco 3 deutsche Meilen lang und 2 Meilen breit, der oft genannte Penon und das Hochgebirge rings um das weite Thal waren die interessantesten Theile der Landschaft. Die Blutstätten der letzten merkwürdigen Treffen lagen dem Blicke zu fern. Ein Gewitter, das gegen Sonnenuntergang von Osten her über das Thal zog, gab diesem einen düsteren, schwermüthigen Ausdruck.

Am 18. November früh unseren Marsch fortsetzend, kamen wir auf halbem Wege an die befestigte Stellung des Cerro d'el Pennon. Dies ist ein Hügel von 250 Fuß Höhe zwischen den Lagunen von Tezcuco und Xochimilco, den der General St. Anna auf der Südseite mit einer mehrfachen Reihe von Verschanzungen versehen hatte. Die Annäherung war im Monat August wegen einer weiten mit tiefen Gräben und Canälen durchzogenen Wasserfläche vor der Stellung sehr schwierig, deßhalb glaube ich, daß General Scott recht wohl gethan hat, seinem Marsche eine andere Richtung zu geben. Der weitere Weg führte uns an Bruchstellen vorüber, die mit Enten, Becassinen und vielen anderen Wasservögeln ganz bedeckt waren. Hin und wieder stiegen Schwärme dieser Vögel auf, die so dicht waren, daß man in der Richtung wenig vom Himmel sah.

Mexiko bietet von Außen keinen imposanten Anblick dar; nahe vor dem Eingange kamen wir an eine zweite Linie von Verschanzungen, und nachdem wir eine häßliche Avenüe und eine lange, enge und schmutzige Straße durchritten hatten, befanden wir uns um 10 Uhr auf der Plaza Prinzipale im Mittelpunkte der Stadt, welche 500 Schritt lang und 400 Schritt breit ist, und an deren Südostseite der Palast liegt, auf dem eine riesige amerikanische Flagge siegreich wehte. Der Palast, früher Wohnung des Präsidenten und Local für die Ministerien, ist ein großes aber nicht schönes Gebäude. Auch die Cathedrale, welche sich auf dem nördlichen Theile des Platzes befindet, entsprach meinen Erwartungen nicht. Sie hat bei großen Dimensionen doch in ihrem äußern Baue nichts Erhabenes. Die Dorfkirche in Heerdt hat auf

mich einen ungleich angenehmern und erhebenderen Eindruck gemacht. Mexiko hat fast lauter gerade Straßen, die sich rechtwinklig kreuzen, die meisten sind ziemlich breit. An welchem Straßenknoten man sich umsehen mag, überall hat man in der Verlängerung denselben Anblick, ein blaues Gebirge von derselben Höhe und Färbung hier und dort. Diese Regelmäßigkeit giebt dem Innern der Stadt etwas Einförmiges und Langweiliges. Einzelne Hauptstraßen und namentlich die Partieen zunächst dem Mittelpunkte der Stadt haben etwas Großartiges, aber nach den Ausgängen hin verschwindet dies ganz, man sieht dort elende Häuser in ununterbrochener Folge, dabei sind die von dem Centrum entlegenen Theile des Ortes angefüllt mit Schmutz. Die Rennsteine, welche in der Mitte der Straßen laufen, haben wegen der niedrigen und ebenen Lage von Mexiko fast gar keinen Fall. Viele Straßen sind ungepflastert. Mit Ausnahme der Minoria (Münze), jetzt als Lazareth benutzt, habe ich kein Gebäude von architektonischer Schönheit bemerkt. Die Kirchen sind plump gebaut und haben nur niedrige Thürme, was durch die öfteren Erdbeben bedingt wird. Ein solches hatte zuletzt am 5. October 1847 stattgefunden.

Capitain Robert machte erst seine pflichtschuldigen Meldungen und führte mich dann zu Mr. Laurent, bei dem ich meine Wohnung nahm. Diese war gut und vorzüglich gelegen, aber theuer (2 Piecen, ohne Licht täglich 2 Dollar). Außerdem, daß ich bei Herrn Laurent, dem ersten Restaurant in Mexiko, auch meinen Tisch fand, hatte ich dort noch die wesentliche Annehmlichkeit, daß mir der Wirth sein Reitpferd, eine vorzügliche amerikanische Stute, für tägliche Spazierritte zur Disposition stellte. Ich habe niemals ein besseres Pferd geritten.

Am Abend nach unserer Ankunft führte Capitain Roberts mich beim General Scott ein. Das Riesenhafte des Generals, verbunden mit einer wundervollen Haltung und feinen Formen machte einen imposanten und dabei angenehmen Eindruck. Nachdem der General das Schreiben von dem Secretary of War, dem die Abschriften der Empfehlungsbriefe von dem Grafen von der Gröben und von dem Ge-

sandten Ritter Bunsen beilagen, gelesen hatte, wandte er sich voll Güte und Freundlichkeit zu mir. Die Pläne von den Treffen im Thale von Mexiko lagen gerade vor. Der General ersuchte einen der anwesenden Officiere, sie mir zu expliziren. Es erschienen noch mehre höhere Officiere, denen der General mich mit empfehlenden Bemerkungen vorstellte. Er sagte mir, daß ich zu seinem Stabe gehöre, ich mußte bei ihm soupiren und am folgenden Tage zum Diner bei ihm erscheinen, was mir später noch öfter zu Theil wurde, und der General that überhaupt viel, mir den Aufenthalt in Mexiko angenehm und interessant zu machen, so daß ich ihm, der mit ernsten und dringenden Geschäften alle Hände voll zu thun hatte, für seine Aufmerksamkeiten gegen mich sehr verpflichtet bin.

Der General Scott ist viel gereist, zwei Mal längere Zeit in Europa gewesen, hat viel gesehen, besitzt ein ausgezeichnetes Gedächtniß, und war während einer langen Reihe von Jahren stets im activen Militairdienste. Er ist reservirt, ruhig, überlegend und geht, sobald er nach gründlicher Erwägung der Verhältnisse seinen Entschluß gefaßt hat, mit festem, sicherm Schritte seinem Ziele entgegen. Er weiß mit geringen Mitteln gut hauszuhalten, ist geschickt, den Gegner zu täuschen, und führt einen kräftigen, geraden Stoß, wo Finten nicht anwendbar sind. Er fordert viel von seinen Truppen, wo Gewalt Bahn brechen muß, aber er kann dies, weil er ihr ungetheiltes Vertrauen besitzt, und selbst als ein Krieger von unerschütterlichem Muthe allgemein anerkannt ist. Dabei begünstigt ihn das Glück.

In den nächstfolgenden Tagen nach meiner Ankunft in Mexiko machte ich meine Visiten bei den höheren Befehlshabern und einzelnen anderen ausgezeichneten Officieren, bei Mr. Trist, dem amerikanischen Friedens-Unterhändler, bei unserem Gesandten und bei verschiedenen deutschen Kaufleuten. Ueberall wurde ich auf's Freundschaftlichste empfangen.

Mr. Trist pflegte jeden Morgen 7 Uhr einen Spazierritt zu machen, wobei ich ihn häufig begleitete, er war mit den militairischen Vorgängen im Thale von Mexiko als Augenzeuge bekannt und lenkte unsere kleinen Ausflüge nach interessanten Punkten z. B. nach Chapultepec,

Molino del Rey u. s. w. Ersteres, $1/2$ deutsche Meile südwestlich von Mexiko, ist ein befestigtes Schloß, auf einem Felsenhügel auf demselben Flecke, wo früher ein Palast Montezuma's gestanden hat. Den Fuß der Anhöhe umgeben ehrwürdige Cypressen, aus der Zeit jenes unglücklichen Fürsten herrührend. Ihre Stämme haben 8 bis 14 Fuß im Durchmesser, von den grünen Zweigen hängt spanisches Moos von zartem Gewebe schleierartig herab. Es scheint, als ob diese Greise, versunken in die Erinnerung an eine glänzende Jugendzeit, sich in einen Trauerschleier eingehüllt hätten, um die Schmach des Landes in der Gegenwart nicht zu sehen. Auf der Ostseite von Chapultepec entspringt ein reichhaltiger Quell des klarsten Wassers, das über lange weiße Bogenmauern zur Hauptstadt hinläuft.

Abwechselnd führte auch Ms. K., eine liebenswürdige junge Französin, welche mit einem deutschen Kaufmanne verheirathet ist, die Tete der Cavalcade, welcher der General Scott für weitere Touren eine militairische Bedeckung beizugeben die Aufmerksamkeit hatte. So führte uns Ms. K. nach dem Cerro de Estrella, einem vulkanischen Hügel 8 englische Meilen südlich von Mexiko, der eine reizende Aussicht gewährt. Dabei mußte ich die Kühnheit und Sicherheit der kleinen Französin im Reiten bewundern, sie hatte aber ein sehr gutes Pferd und pflegte täglich einige Stunden im Sattel zu sein. Ein gutes Frühstück auf einer nahen Hacienda, Musik und Gesang waren angenehme Zugaben dieser Partie.

Die Gefälligkeit der Officiere verschaffte mir Gelegenheit, alle Kampfplätze in dem Thale zu besuchen und genaue Mittheilungen über die militairischen Vorfälle an Ort und Stelle zu erhalten.

Daß dazwischen auch die Exercirplätze nicht unbesucht blieben, versteht sich von selbst. Alles, was ich bei den amerikanischen Truppen in der Hauptstadt beobachtete, hatte einen feineren, nobleren Schnitt, als das in Vera Cruz, auf dem Marsche nach Puebla und in diesem Orte Wahrgenommene. Die regulairen Truppen in Mexiko, zwei Dritttheile des Ganzen, zeigten sich recht militairisch. Auch lernte ich manche recht gebildete und gentile Officiere kennen. Wäre ich 4 oder

5 Monate früher in's Hauptquartier gelangt, so würde ich sehr in Versuchung gekommen sein, meinen Abschied zu erbitten und in die amerikanische Armee einzutreten, um mit den pecuniairen Mitteln, die ich hatte, möglichst den ganzen Strauß mitfechten zu können. Um die Zeit meines Eintreffens in Mexiko verlautete es, daß bei Queretaro 6000 Mexikaner ständen und noch stärkere Truppen weiter nördlich, so wie daß General Scott ein Detachement nach Queretaro entsenden werde. Dies ließ noch Treffen erwarten, weßhalb ich beschloß, den Zug so weit mitzumachen, als Zeit und Mittel es irgend erlaubten. Bald wurde ich aber durch Landsleute, welche mit Mexikanern in Verbindung standen, unterrichtet, daß die Angaben von den zahlreichen mexikanischen Truppen bei und nördlich von Queretaro leere Erdichtungen seien. Ich erfuhr ferner, daß General Scott Verstärkung erwarte und dann nicht weniger als 5000 bis 6000 Mann detachiren werde. So erschien es zweifelhaft, ob die schwachen mexikanischen Haufen beim Herannahen der Amerikaner Stand halten würden. Aber ein bloßer Marsch ohne Gefecht war mir nach dem Zuge von Vera Cruz nicht interessant genug, um den ganzen Rest von Zeit und Geld dafür zu verwenden, deßhalb zog ich vor, mit dem nächsten Train zurückzureisen.

Bis dahin machte ich mich mit den Truppen und mit einzelnen Officieren näher bekannt, besah die wenigen Merkwürdigkeiten, welche es in der Stadt selbst giebt, setzte meine Spazierritte fleißig fort, und brachte manche Stunde bei unseren deutschen Landsleuten sehr genußreich zu.

Das Exercitium der Amerikaner ist hauptsächlich den Franzosen entlehnt. Im Vergleich mit unserem Exerciren bemerkte ich nur eine Abweichung, die mir recht praktisch erschien, dagegen viele unnütze Weitschweifigkeiten und Pedanterieen. Im Allgemeinen vermißte ich die Anspannung und den Eifer, welche bei unseren Truppen überall hervorblicken. Manche Officiere und Soldaten mochten sich der Betrachtung hingeben, daß nach so viel Siegen das langweilige Exerciren eine zwecklose Scheererei sei. Die Compagnieen, beim Beginn des

Feldzuges 86 Gemeine stark, waren jetzt sehr schwach, manche zählten nur 9 Rotten (18 Gemeine).

Die Artillerie gefiel mir am Besten, demnächst die Infanterie. Die Cavallerie ist gut beritten, reitet aber schlecht und ist auch in der Führung der blanken Waffe schwach. Da die Franzosen allgemein als schlechte Reiter bekannt sind, so befremdet es, daß die Amerikaner auch die Vorschriften für ihre Cavallerie aus Frankreich geholt haben. Gewiß hätten sie in eine bessere Schule gehen können. Aber nach großen Kriegs-Epochen wird neben manchen guten Einrichtungen derjenigen Heere, welche einen reichen Ehrenkranz heimgetragen haben, auch vieles Mangelhafte und Zweckwidrige derselben von anderen Armeen adoptirt.

In dem Arsenal wurde thätig gearbeitet. Man stellte das beschädigte eigene Material wieder her und machte einen Theil des eroberten brauchbar. Der Officier, welcher die Arbeiten beaufsichtigte, war so gefällig, daß er selbst mich in allen Räumen umherführte, und mir über das Wissenswerthe Auskunft gab. Im Ganzen erschien mir die Einrichtung des Artillerie-Materials sehr gut.

Das Ingenieur-Corps muß nach Allem, was ich darüber erfahren habe, vorzüglich sein.

Von den Generalen unter dem Commando des Generals Scott hat besonders Major General Worth, Commandeur der 1. Division, einen angenehmen Eindruck auf mich gemacht*). Er ist von mittlerer Größe, jugendlicher Figur, ächt militairischer Haltung, hat edle Züge und aus seinem blitzenden, schwarzen Auge leuchtet ein beweglicher, feuriger Geist, der nach Thaten dürstet. Er ist ein sehr gebildeter, feiner Mann, vollkommen Gentleman und gilt als ein ausgezeichneter General.

Major General Twiggs, Commandeur der 2. Division, tüchtiger,

*) Bei diesem General Worth scheint auch mein Bruder noch fortwährend in gutem Andenken zu stehen. Denn nachdem er von dessen Tode Kunde erhalten hatte, hat er mir wegen dieses Verlustes vor einigen Monaten durch einen Kaufmann in New-York seine aufrichtige Theilnahme versichern lassen.

Anmerkung d. Herausgebers.

praktischer Mann, von sehr kriegerischem Aeußeren, steht in großer Hochachtung bei seiner Division, die er stets zum Siege geführt hat.

Major General Pillow, Commandeur der Volontair-Division, und selbst aus der Zahl der Freiwilligen hervorgegangen, hat gethan, was von einem Neulinge in dem Metier verlangt werden konnte, er hat sich brav gezeigt.

Unter den Brigade-Commandeuren muß ich zuerst den General Persifor-Smith nennen, den „Hero of Contreras". Er ist ein einfacher, schlichter Mann, recht gebildet und von vorzüglichen militairischen Eigenschaften, von klarer Auffassung, thätig ohne Unruhe und von der größten Entschlossenheit. Seinen ehrenvollen Beinamen hat er würdig verdient. General Scott machte ihn bald nach der Einnahme der Hauptstadt zum Gouverneur von Mexiko.

General Pierce, Freiwilliger und Commandeur einer Volontair-Brigade, in seiner bürgerlichen Stellung als lawyer und member of legislature im Staate Maine hochgeachtet, von seltener Schärfe des Verstandes, sehr gebildet, von feinem, würdevollem Benehmen, thoroughly gentleman und als Militair nicht allein unübertrefflich brav, sondern auch ein umsichtiger Führer.

General Codwallader, Freiwilliger, Commandeur einer Volontair-Brigade, schöner, jugendlich frischer Mann, recht gebildet, perfect gentleman, soll gute Dienste geleistet haben.

Zwischen den einzelnen Waffen fand ich eine erfreuliche gegenseitige Anerkennung. Jede fühlte sich stolz im Bewußtsein ihre Schuldigkeit im vollsten Maße gethan zu haben und gab gern Zeugniß davon, daß die Anderen das Mögliche geleistet.

In der ganzen Kriegerschaar herrscht das Gefühl der Unüberwindlichkeit und ich glaube, daß selbst die vergleichsweise schwächste Waffe der Amerikaner, die Cavallerie, von einer europäischen Truppe unter gleichen Umständen wohl zusammengehauen werden kann, aber nicht daß sie umkehren würde. „We may be killed but we can't be whipped" hörte ich öfters von Officieren und Soldaten äußern, und

ich traue ihnen zu, daß diese Worte nicht leere Phrase, sondern aus innerster Ueberzeugung gesprochen waren.

Von den militairischen Operationen sage ich hier nichts, weil sie Ihnen durch die Zeitungen längst bekannt sein werden.

Ein Decembertag in Mexiko.

Da ich Ihnen, lieber Busche, von Mexiko selbst und dem Leben dort noch wenig mitgetheilt habe, so soll davon jetzt eine kleine Schilderung folgen, wobei ich Sie in Gedanken an meine Seite versetze und mir vorstelle, daß es meine Aufgabe sei, Sie freundlich zu bewirthen und Sie auf Alles, was Interesse für Sie haben möchte oder Ihnen wenigstens Unterhaltung gewähren könnte, aufmerksam zu machen.

Auf dem nahen Thurme von San Francisco schlägt es sieben Uhr mit hellem, reinem Klange. Nirgends findet man wohltönendere Glocken, als in diesem silberreichen Lande. „Buenos dias Sennores" — ist der Morgengruß von unserem guten Diener Francisco, einem Kreolen, der eben den Kaffee in's Zimmer bringt. Das Getränk ist gut, ebenso biscochos und Brot, nur bedauere ich, Ihnen keine bessere Butter vorsetzen zu können, sie ist zwar frisch, aber doch nicht wohlschmeckend. Lassen Sie uns nun auf den Balkon treten, die Luft ist frisch und angenehm. Das Leben auf den Straßen hat kaum begonnen, da man hier allgemein spät aufsteht. Hin und wieder kehrt und sprengt man noch. Jene Abtheilung vom 9. Regimente Infanterie, die zum Exerciren ausrückt, marschirt in guter Ordnung, die kräftigen Leute in ihren hellblauen Jacken und Pantalons, mit dem weißen Lederzeuge und den spiegelblanken Gewehren, nehmen sich gar nicht übel aus. Von der anderen Seite kommt eine Menge von Indianern, Menschen von kleiner Statur, dunkeler Hautfarbe, mit schwarzen Augen, schlichtem, glänzend schwarzem Haare, wenig Bart und sehr weißen

Zähnen. Sie sind nur mit einem blauen, wollenen Hemde, das ein lederner Gürtel festhält, mit Strohhut und Sandalen bekleidet. Manche gehen auch barfuß und ohne Kopfbedeckung. Jener Alte mit dem großen irdenen Gefäße auf seinem Rücken trägt agua fresca. Ihm folgen in einiger Entfernung Leute mit Mais, Bananen, Platanos, Orangen, Aepfeln, Ananas, Tomaten, Zwiebeln, Rüben, Kohl, Blumenkohl, Kartoffeln u. s. w. Diese 10 oder 12 Indianer müssen aus einer Ortschaft sein, denn sie ziehen in einer Gruppe dicht hinter einander. Ungeachtet ihrer schweren Lasten auf Kopf oder Rücken bewegen sie sich im kurzen Trabe. Sogar Kinder von 10 Jahren führen dies aus. Dort reitet eine Indianerin auf einem Esel, Netze voll Hühner hängen auf beiden Seiten herab, außerdem sind einige Truthähne am Sattel befestigt. — Ein Mexikaner auf einem kleinen zottigen Pferde treibt eine große Zahl Maulthiere, die Holzkohlen tragen, ein anderer solche, die mit Maisstroh beladen sind, aus dem Kopf und Füße der Thiere kaum hervorragen. Dort kommt im Trabe ein Pferd, das ganz mit ausgeschlachteten Hämmeln behangen ist. Letztere sind an einem hohen eisernen Galgen befestigt, der sich der Länge nach über einem großen Packsattel befindet. Der begleitende Metzgerbursche kündigt mit lautem „Carnero" schon von weitem seine Waare an. Auch die Fiaker, ein- und zweispännig, begeben sich jetzt auf ihre Stationen, fast alle sind mit Mulas bespannt.

Francisco bringt uns die Zeitungen, welche hier eben aus der Yankee-Presse hervorgegangen sind. Ist Ihnen zuerst der American Star gefällig, so werde ich den Nord-American nehmen. Ferner haben wir hier den Yankee-doodle eine Nachbildung des Punch. Sie werden in Ihrem Blatte außer officiellen Bekanntmachungen, Tagesbefehlen vom General Scott und von dem Gouverneur, einen langen Artikel finden, der handgreiflich demonstrirt, daß die Mexikaner mit Blindheit geschlagen sind, wenn sie nicht lieber heute als morgen um Frieden bitten. Die Behauptung mag richtig sein, wird aber widerlich durch das ewige Vorpredigen, und deßhalb die beabsichtigte Wirkung verfehlen.

Mit Herrn J., einem Deutschen, hatte ich gestern verabredet, ihn heute zum Besuche des Thurmes St. Augustino abzuholen. Lassen Sie uns den Weg jetzt antreten, denn auf der offenen Platteforme werden später die Sonnenstrahlen stechend sein. — Das Haus mit den beiden Schildwachen dort ist die Wohnung vom General Scott, nicht brillant, aber ziemlich comfortable. Mehrere von den übrigen Generälen haben schönere Quartiere. Alle Häuser, welche jetzt von den höheren amerikanischen Officieren bewohnt werden, gehören dem Lande oder vornehmen Mexikanern, die noch im Militair- oder im Civildienste der Republik stehen und deren verlassene Palais als öffentliches Gut behandelt werden. Sie sind äußerlich einfach, aber im Inneren sehr wohnlich und elegant eingerichtet. Jeder General hat eine Wache in seinem Quartier.

In dem großen Gebäude an der Ecke residirt der Schweizer-Consul; der unbedeutende Verkehr zwischen beiden Republiken scheint eines solchen Agenten eigentlich nicht zu bedürfen.

Wir finden Herrn J. bei unserer Ankunft bereit, uns zu begleiten und begeben uns mit ihm nach dem nahen Kloster. Ein Theil desselben ist jetzt Kaserne. „Wie die Schildwache sich würdevoll hält, ich wette, der Mann war Soldat in Europa." — „Führt dieser Eingang zum Thurm von St. Augustino," wird er deutsch befragt? — „Ja" — „In welchem deutschen Heere standen Sie früher?" — „In der Kaiserlich Oestreichschen Armee, beim Regimente Coburg-Ulanen." — Wir hätten uns gern noch einige Minuten mit ihm unterhalten, respectiren aber seine Pflichten als Schildwache, sagen ihm deßhalb nur wenige freundliche Worte und setzen unseren Weg fort. Das Kloster hat in beiden Etagen lange, ziemlich helle Bogengänge mit vielen schlechten und einigen mittelmäßigen Gemälden decorirt. Ueberall herrscht große Reinlichkeit, an den Thüren stehen Aufschriften wie z. B. Cpt. G. Mc. Gregor, Comp. H., 2. Regt. New-York Volunteers etc. Auch einige Namen von deutschem Klange bemerken wir im Vorübergehen.

Dies Revier ist hier noch von den frommen Brüdern bewohnt.

Ein junges, hübsches Mädchen bringt eben einen Korb mit Wäsche in eine der Zellen. Nachdem wir verschiedene Räume passirt und einige Treppen erstiegen haben, befinden wir uns auf dem Thurme, der die Kirche nur wenig überragt. Die Sonne scheint hell durch die feine Luft, die Morgennebel sind bereits entflohen. Da liegen Stadt und Thal vor uns ausgebreitet, in welchen, so weit die Geschichte des Landes reicht, so viel gewürgt worden ist, zuerst von den Azteken und ihren grausamen Priestern, dann von den hartherzigen Spaniern, den tückischen Mexikanern und von den nordischen Barbaren, wie die jetzigen Sieger von den Besiegten genannt werden. Wir schaudern ob der Gräuel, die auf dem Opfersteine verübt wurden, aber denen, die sie vollbrachten, hatte kein Evangelium geleuchtet. Das schöne, großartige Thal überrascht uns. Wie wenig harmonirt mit dieser ergreifenden Schöpfung das Treiben der Menschen! Nachdem die stolzen Spanier drei Jahrhunderte eine tyrannische Herrschaft geführt, bewirkte Iturbide ihre Vertreibung. Er selbst erndtet die Kaiserkrone, doch nur auf kurze Zeit. Den Versuch, sie wieder zu erlangen, büßt er mit dem Tode. Revolutionen folgen in raschem Gange eine auf die andere. Die weiße Bevölkerung sinkt von Jahr zu Jahr in physischer und geistiger Kraft, ihr Verderbniß ist beinahe beispiellos, während die Indianer in Stumpfsinn theilnahmlos dahin leben. In diesem Lande haben Familie und Staat sich gegenseitig untergraben. Wo aus ersterer jede Tugend gewichen ist, ist letzterer unrettbar verloren, welches auch seine Form sei. Daher diese Republik in beständiger auflösender Erschütterung. Es folgt ein Zusammenstoß mit dem nordischen Riesen, dieser streckt seine eiserne Faust aus und zertrümmert mit wenigen Schlägen die Bollwerke, welche eitler Wahn für unüberwindlich gehalten. Despotisch zusammengetriebene Schaaren, denen innere Kraft und vernünftige Führung mangelt, werden zerstreut wie Nebelwolken von der Macht des Nordsturmes.

Zwar kann ich diesen Krieg Seitens der Amerikaner nicht gerecht nennen, aber er erscheint mir als eine wohlverdiente und nothwendige

Züchtigung für ein ganz entsittlichtes Volk; und nur wenn ein guter Kern von Außen in diesen Boden getragen wird, kann hier ein erfreuliches Leben emporblühen.

Welcher Unterschied in dem Bilde, welches diese Stadt darbietet gegen unsere nordischen! — hier nur flache Dächer über starken, massiven Gebäuden, die in Höhe und Ausdehnung sehr von einander abweichen. Die Convente, deren es eine große Zahl giebt, nehmen einen ganzen Block ein, d. h. sie stoßen auf allen 4 Seiten an verschiedene Straßen. Alle größeren Häuser sind im Quadrat oder Oblong um einen offenen Hofraum gebaut, der mit Steinplatten belegt ist, aber in der Mitte ein Blumenbeet hat. Beide Stockwerke sind nach dem Hofe hin offen. Säulengänge führen rings herum, die nach dem Freien durch die verschiedenartigsten Blumen und Schlinggewächse, im Innern durch Gemälde verziert sind. Den Fußboden bedeckt ein schachbrettförmiges schwarz und weißes Marmorgetäfel. Diese hohen, luftigen Corridors, oft gegen 10 Schritt tief, dienen in heißen Tagen und Stunden den Familien zum Aufenthalt. Gegenwärtig zieht man sich mehr in die geschlossenen Gemächer zurück, denn mit Ausnahme weniger Tagesstunden findet der Einheimische es kühl. Dort sehen wir durch die weit geöffneten Flügelthüren in das Innere eines Salons und bemerken einige Damen in ihrem etwas nachlässigen Morgenanzuge. Das Buch, welches die Sennorita bei Seite legt, da sie eben ihre Chokolate einnehmen will, dürfte ein französischer Roman sein. Es muß sie sehr interessiren, weil sie sich so früh damit beschäftigt. Man hält es schon für einen bedeutenden Fortschritt, daß die jungen Damen hier französische Romane lesen. Fürchten Sie deßhalb nichts für ihre Moralität, denn die Tagesgeschichte ist voll von ärgeren Stücken.

Herr J. macht uns aufmerksam auf eine durch ihre Schönheit renommirte Dame, welche auf der Assotéa eines nahen Gebäudes ihre Blumen besucht. Ihr dunkles Haar glänzt in der Morgensonne: das farbige, seidene Gewand schleift sie nach über dem steinernen Boden, indem sie mit anmuthiger Leichtigkeit sich von einem ihrer Lieb-

linge zum andern begiebt. Man sollte erwarten, daß schon der reizenden Aussicht wegen die Assotéen häufig von den Hausbewohnern besucht würden, das ist aber durchaus nicht der Fall, mit Ausnahme jener Senora und einiger Fremden scheut man aus Bequemlichkeit sich so hoch zu versteigen. Die flachen Dächer sind sämmtlich mit massiven Brüstungen umgeben, die bei den Revolten als Schutzwehr für die feigen und feilen Soldaten gedient haben. Hie und da liegen noch Reste von Sandsäcken auf den Mauern. Manche Häuser, Kirchen und Thürme sind voller Kugellöcher, — Spuren der häufigen Insurrektionen. Auf vielen Dächern gewahren wir kleine hölzerne Hütten, in denen Hunde als Schildwachen gegen nächtlichen Einbruch logiren. Im Ganzen bietet der Anblick von Mexiko wenig Abwechslung dar; außer der Plaza Prinzipale bemerken wir keinen Platz von Bedeutung. Die größeren Gebäude, auch die Kirchen haben wenig Imposantes. Außerhalb sehen wir Theile der zweifachen Befestigungs-Linien, Erdverschanzungen, die mit guter Terrainbenutzung angelegt sind. Stattlich erhebt sich im Südwesten das hohe, weiße Schloß von Chapultepeck. Durch meinen Frauenhofer können Sie auf seiner Zinne das wallende Banner von Stern und Streifen deutlich wahrnehmen. Herr J. theilt uns mit, daß zur Zeit der letzten Treffen alle höheren Gebäude und so der Thurm von St. Augustino mit ängstlich gespannten Zuschauern besetzt waren. Auch die Fremden harrten erwartungsvoll und besorgt der Entscheidung, denn obgleich sie sich streng neutral verhielten, konnte doch eine Erstürmung der Hauptstadt auch ihr Leben und Eigenthum in Gefahr bringen. Besonders gespannt war man am 13. September Morgens beim Angriffe der Amerikaner auf Chapultepeck, weil dies allgemein als äußerst fest galt. Während der Kanonade wurde die mexikanische Flagge mehrmals herabgeschossen, doch stets wieder aufgerichtet. Da, als der Kampf am heftigsten gewüthet hatte, verschwand sie abermals. Man hörte nur wenige Kanonenschüsse, auch das Gewehrfeuer wurde merklich schwächer. Die Flagge erhob sich wieder. „Die Yankees sind zurückgeschlagen!" jubelten die mexikanischen Beobachter; „aber — o Schrecken — es ist

die feindliche Fahne, die sich jetzt ausbreitet!" — und voll Bestürzung rannten die Meisten nach ihren Wohnungen zurück.

Auch Chorobusco läßt sich von unserem Standpunkte aus gut erkennen, Contreras kaum. Im Norden erblicken wir das große und reiche Kloster St. Maria de Guadalupe am Fuße eines Hügels unweit des Sees von Tezcuco. Bezaubernd ist der Total-Eindruck des Thales mit seinen Seen, seinen weiten grünen Wiesenflächen, den fruchtbaren Fluren, hell schimmernden Städten, Dörfern und Villen, vor Allem aber wegen der prächtigen Gebirge, die das Ganze einrahmen. Ein zarter, blauer Duft bekleidet wie ein feiner Schleier ihre steilen Wände, nur im Süden und Südosten erscheint das Hochgebirge in dunkeler Färbung um den weißen Spitzen des Popocatépetl und Iztaccihuatl desto mehr Glanz zu verleihen.

Wir wandern jetzt zur Cathedrale, die nicht weit entfernt ist. Unterwegs sehen wir die Straßen ziemlich belebt, und viele Personen zu Pferde, die anderwärts sich zu Fuß bewegen würden. In jener Kunsthandlung sind Bilder von den August- und September-Kämpfen ausgestellt. Eine dichte Gruppe, meist Amerikaner, umsteht das Schaufenster, darunter befinden sich einige Blessirte, die mit lebhaften Gebehrden den Unkundigen vortragen, wie heiß es bei Chorobusco hergegangen sei, wie mörderisch das Feuer bei Molino del Rey gegen sie gewüthet habe u. s. w. Obgleich mit dem ersten von Mexiko nach Vera Cruz abgesendeten Convoi schon viele Invaliden zurückgeschickt sind, begegnen wir doch noch manchen Officieren und Soldaten, die den Arm in der Binde tragen, anderen, die an schweren Kopfwunden leiden und solchen, die auf Krücken sich mühsam fortschleppen; einzelne sehen noch elend aus, aber keiner niedergeschlagen. Herr J. nimmt Abschied von uns, wir setzen unseren Weg über die Plaza Principale fort und gelangen an die Westseite der Cathedrale. Hier finden wir einen großen Stein von dunkler Farbe in die Mauer eingesetzt. Er ist mit zahlreichen, seltsamen Figuren bedeckt,

und wird von Einigen für den Opferstein aus dem Tempel des aztekischen Kriegsgottes Huitzipochtli, von Anderen für eine Sonnenuhr gehalten. Die Entscheidung den Gelehrten überlassend, treten wir in das Gotteshaus. Die Messe ist vorüber, wir bemerken nur noch einzelne Betende. Auch wir richten unser Gebet an den himmlischen Vater und flehen um seinen Segen für unseren edlen König, für das theuere Vaterland und für Alle, die wir verehren, und die unserem Herzen werth sind in der lieben Heimath. Dann schreiten wir zur Betrachtung der Dinge um uns her. Das lange und weite Mittelschiff der Kirche mit seinen hohen, kräftigen Pfeilern und die geräumigen Seitenhallen sind aus einem kühnen, edlen Geiste hervorgegangen, das Ganze ist ein prächtiger Bau. Aber leider wird er verunstaltet durch einen Chor, der die ganze Breite des Mittelschiffes einnimmt und fast bis an das Gewölbe reicht. Er ist nicht wie in anderen Kirchen dem östlichen Stirnende nahe gesetzt, sondern steht fast auf der halben Länge des Gebäudes, dessen Totaleindruck dadurch sehr vermindert wird. Der Chor hat eine Menge künstlicher Zierrathe, Figuren aller Art und prunkvolle Decorationen. Vor dem Hauptaltare befinden sich zwei kolossale silberne Candelaber. Außer diesen sind aber keine Gefäße und Geräthschaften von edlen Metallen sichtbar, die Kirche soll aber einen großen Reichthum davon besitzen. An den Wänden hängen Gemälde, in welchen wir jedoch keinen besonderen Kunstwerth erkennen, manche von ihnen haben auch so wenig Licht, daß sie sich nicht beurtheilen lassen. Einen unangenehmen Eindruck für das Auge macht die Belegung des Bodens mit Holz, das im Laufe der Zeit sehr ausgetreten ist. Wie viel besser würde man gethan haben, statt des jetzigen einen einfachen, hohen Chor an geeignetem Platze der Kirche zu erbauen und für die vielen kostspieligen Schnörkeleien den Fußboden mit Marmor oder anderen guten Steinplatten zu bedecken. Im Fortgehen begegnen wir einem Priester, dessen geistloser, sinnlicher Ausdruck den Mittheilungen entspricht, die wir über die Unwissenheit und Verworfenheit der mexikanischen Geistlichen erhalten haben. Möge dieses Haus der An-

dacht und Gottesverehrung bald besseren Seelenhirten übergeben werden!

Auf der Ostseite der Plaza Principale gehen wir an dem Palast entlang. Derselbe bildet ein großes Viereck, hat nach dem Platze hin im unteren Stocke, im Innern dagegen in seinen beiden Etagen Säulenhallen. Nahe vor dem Haupteingange stehen zwei schöne, bronzene Geschütze von mächtigem Kaliber. In dem Palaste neben dem großen Portale befindet sich eine starke Wache. Auf dem weiten Hofraume, den wir betreten, ist eine amerikanische Feldbatterie aufgefahren, hinter jedem Geschütze der zugehörige Munitions-Wagen, Alles sehr reinlich und soviel wir wahrnehmen im besten Zustande. Wir steigen die hohe Treppe hinauf und lassen uns durch einige geräumige Vorzimmer in den Audienzsaal führen, der zugleich für die Sitzungen des mexikanischen Congresses benutzt wurde. Er ist sehr einfach, lang und angemessen hoch, aber etwas schmal. Die Wände sind mit rothem Sammet bekleidet, eben so die Sessel für die Congreßmitglieder, die in vielen Reihen hinter einander, Front gegen den Präsidentenstuhl gerichtet sind. Dieser ein reich vergoldeter und verzierter Sessel steht auf einer Erhöhung von einigen Stufen und unter einer großen übergoldeten Krone.

Bei der Rückkehr werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Gemälde in den Antichambren. Sie sind von französischen Künstlern, und stellen zum Theil Landschaften dar, zum Theil Schlachtscenen aus den Kriegen der Franzosen unter Napoleon.

Wir begeben uns nach dem Porticus auf der Südseite der Plaza Principale, wo wir uns eines angenehmen Schattens erfreuen. In dieser Häuserreihe passiren wir Kaufläden allerlei Art, die Lonja und das Stadthaus. Im Letzteren hat das Ayuntamiento, der städtische Senat, seine Sessionen, auch ist eine Wache von mexikanischen Polizei-Soldaten darin. Diese sind gekleidet und armirt wie die Infanterie des mexikanischen Heeres, ihre Czakots und Mützen, Röcke, Lederzeugstücke, Säbel und Gewehre nach französischem Muster eingerichtet, nur daß sie keine Percussions-Schlösser an ihren klapprigen Gewehren

haben. Achten Sie einen Augenblick auf den hervorstechenden Unterschied zwischen diesen Leuten und den Amerikanern in jener Gruppe dort. Die Mexikaner stumpfsinnig, stupide, theilnahmlos für Alles, was nicht in ihrem nächsten Bereiche liegt, schlaff und kraftlos in ihrer Haltung, niedergedrückt, erscheinen wie Schattengestalten, wie die Geister ihrer erschlagenen Brüder; — dagegen die Amerikaner kräftig, frisch, voll Selbstvertrauen, reflectirend, von ziemlich weitem Ideenkreise, Leute, die sich in mannichfachen Verhältnissen zu benehmen wissen und keine Anstrengung und keine Gefahr scheuen.

Was für ein Getöse ist im Anzuge? — Das sind die Kettengefangenen, über 200 an der Zahl. Sie tragen schwere eiserne Fesseln und Ketten, die vom Hals oder der Hüfte bis zum Knöchel hinablaufen. Dabei ist der Unterschenkel bloß. Die Meisten sind Indianer, doch auch Viele unter diesen Gefangenen Kreolen. Ihre Verbrechen bestehen in Mord oder Plünderung, Straßenraub u. dergl. Einzelne dieser Kerle sehen sehr verwegen und boshaft aus. Vielleicht sind sie ergrimmt, daß sie weniger Glück hatten, als viele andere Spitzbuben, die noch immer frei und ungestraft umhergehen. Je zwei von ihnen sind zusammen geschlossen.

Lassen Sie uns nun eine Erfrischung in dem Kaffeehause dort nehmen. Wir treten in eine geräumige, luftige Säulenhalle. Der Boden ist mit geschliffenen Steinen von verschiedenen Farben belegt, alle Tische sind von weißem Marmor, Trümeaux, Kronleuchter u. s. w., pariser Waare. Die Gesellschaft besteht ungefähr zu gleichen Theilen aus Amerikanern und Mexikanern, die beiden Nationen haben hier aber keinen Verkehr mit einander. Wir nehmen nach Landessitte eine Tasse Chokolate, die vorzüglich ist, oder ein Glas Eis. In dem anstoßenden Flügel des Hauses stehen mehre Billards, die beständig besetzt sind, man spielt jeu à la quille. Trotz der vielen täglichen Uebungen, welche die Mexikaner hierin haben, scheint es uns, daß man in Deutschland ungleich besser Billard spielt.

Nach verschiedenen „How do you do? und Very well, I thank you Sir“ — verlassen wir dies Local, um uns nach dem Museum

zu begeben. Indem wir aus dem Hause treten, bemerken wir, daß viele Menschen der Calle de Plateros zuströmen. Wir folgen nach und erfahren, daß ein eben eingetroffenes Regiment Texian Rangers (berittene, freiwillige Jäger) dort halte. Wir gehen hin, diese Leute zu sehen, und finden eine Linie Cavallerie in zwei Gliedern, Kerle ohne Uniformen in den verschiedenartigsten Anzügen, in Mützen, Stroh=, weißen, grauen oder schwarzen Filzhüten, Jacken oder Röcken von Drell, Tuch oder langwolligem, zottigem Fries, oder in mexikanischen Serapen nachläßig über das bloße Hemd geschlagen, in Beinkleidern aller Farben, einige Leute mit hohen Wasserstiefeln, an denen unförmliche mexikanische Sporen hängen, andere mit Schuhen, fast Niemand mit Strippen an den Pantalons. Auffallend ist ihre furchtbare Bewaffnung; außer einem Säbel oder einem mexikanischen geraden Schwerdte hat jeder Mann einen Karabiner, eine Büchse oder ein Doppelgewehr, ferner 2 bis 3 Revolver zu 6 Schuß, noch zwei lange einfache oder Doppelpistolen und das Bowy-Knife, ein großes, breites Messer. Gepäck hatten sie ursprünglich wenig, es scheint aber unterwegs angewachsen zu sein. Ihre Pferde haben viel Aehnlichkeit mit den mexikanischen; einzelne Leute reiten auch amerikanische Pferde. Die Thiere sehen im Allgemeinen abgetrieben aus, nur wenige wohl gehalten. Im Ganzen sehen diese Leute weit mehr Banditen als einer militairischen Truppe ähnlich. Aber gehen wir näher. Hier blickt aus dem struppigen, staubbedeckten Barte doch ein feines Gesicht hervor, wir erkennen sogar edle Züge darin, und aus den Augen leuchtet viel Intelligenz. Bei jenem jungen Ranger, der sehr erschöpft aussieht, sagen uns einzelne Stücke seiner Kleidung,, daß er früher in guten Verhältnissen gelebt haben müsse. Den Folgenden scheint die Hefe des Volks ausgeworfen zu haben. Weiter hin trifft ein deutscher Klang unser Ohr. Diese Berliner sind nicht zu verkennen, Beide sehen sehr kräftig und martialisch aus, auch mehr soldatisch. Im Allgemeinen lesen wir in der Physiognomie dieser Rangers die größte Entschlossenheit. Die Kerle sehen aus wie Höllenstürmer. Ihr

Anführer, Colonel Hays, welcher augenblicklich von seiner Meldung beim General Scott zurückkommt, ist ein Mann von etwa 36 Jahren, von edler Gestalt, feinen aber scharfen Zügen, in die mancher Sturm des Schicksals Furchen eingedrückt hat. Man erzählt, daß von der Hand dieses einzigen Mannes in langjährigen Kämpfen über 200 Indianer und Mexikaner gefallen seien. Die amerikanischen Soldaten der Garnison drängen sich an die Ankömmlinge, um Bekannte zu entdecken, Nachrichten aus der Heimath zu erhalten oder zu erfahren, welche Fata die Truppe auf dem Marsche hatte. Mit neugierigen Blicken, in denen Verwunderung und Geringschätzung wegen des gänzlichen Mangels an Gleichförmigkeit und militairischem Ansehen sich mischen mit banger Besorgniß, stehen die Mexikaner in geringer Entfernung gruppenweise um sie herum. Gewiß ist anzunehmen, daß die nächtliche Unsicherheit in den Straßen der Hauptstadt durch die Rangers nicht vermindert werden wird.

Indem wir uns zu dem Museum wenden, passiren wir einen Gemüsemarkt. Viele Früchte, die hier ausgestellt sind, sahen wir schon heute früh, wir finden aber noch manche andere uns unbekannte. In der Mitte des kleinen Platzes ist auf einer steinernen Säule die bronzene Statue St. Anna's errichtet.

Das Museum hat in seinem Baue nichts Ausgezeichnetes. Im Hofe erblicken wir die Reiter-Statue Karls IV. in römischem Costüm in Bronze, in der Größe der Kurfürsten-Statue zu Düsseldorf, Reiter edel, Pferd gemein. In einigen langen Sälen des zweiten Stocks zeigt man uns eine Menge Alterthümer aus der aztekischen Zeit, Götzen-Figuren von Stein und Holz, mancherlei Waffen, Messer und andere Instrumente zum Schneiden und Stechen von Stein und von Bronze, aber nicht von Stahl, viele künstlich gearbeitete Ruder, Hausgeräthe, Armringe, Fächer u. s. w. Auch Copien von damaligen Karten und Zeichnungen hängen hier. Diese stellen Kämpfe der Weißen mit den Indianern dar. Aus dem mineralogischen Fache sind interessante Stücke hierher gebracht, das zoologische ist aber nur schwach repräsentirt. Bei unserem Fortgange betrachten wir unten noch den

den mächtigen Stein mit den vielen Figuren, ähnlich dem an der Cathedrale. Die angebliche Blutrinne von der Vertiefung in der Mitte nach dem Rande geführt, scheint nicht von gleicher Hand wie die übrige Arbeit. Ueber dem Steine hängen Opfermäntel der heidnischen Priester, aus Entenbälgen mit dem Gefieder zusammengesetzt.

Jetzt schlage ich Ihnen vor, zur Lonja (Börse) zu gehen, wo wir mehrere von unseren wackeren Landsleuten treffen werden. Der Weg ist bald zurückgelegt und nach Durchschreitung einiger Vorzimmer sind wir in einem geräumigen Salon, der sein Licht von oben empfängt, am gesuchten Platze. Das Local hat eben nichts Großartiges, ist aber nett und zweckmäßig eingerichtet. Wir finden hier eine große Zahl von Zeitungen, darunter auch die Kölnische, aber sie reicht nur bis zum Mai. Außer manchen anderen Personen treffen wir hier die deutschen Kaufleute Herren de Wilde und Benecke sen., Drusina, Kaufmann, Schneider u. A. Wir sind mit diesen hochachtbaren Männern, die sich sehr freundschaftlich gegen uns beweisen, gern zusammen. Man ist einmal wieder in der Heimath und hat Gelegenheit nicht allein über die mexikanische Frage, sondern auch über vaterländische Interessen und das in deutscher Zunge zu sprechen, was eine wahre Wohlthat ist. — In Folge einer früheren Einladung begleiten wir die Herren de Wilde und Benecke nach ihrer Wohnung zum Mittagsessen. Aus der ganzen Einrichtung des Hauses blickt Wohlhabenheit und Geschmack. Große Freude macht es uns, in verschiedenen Gemälden und Lithographieen hochverehrte Bekannte wiederzusehen. Die Herren de Wilde und Benecke sind beide unverheirathet. Bei Tische finden wir auch den jüngern Herrn Benecke, Neveu des letztwähnten, ferner einen jungen Mexikaner, der mit zum Hause gehört und einen deutschen Kaufmann, der eben von Mazatlan, einem wichtigen Hafen an der Südsee, hier eingetroffen ist. Bei vorzüglich besetzter Tafel halten wir eine sehr angenehme Unterhaltung. Die Herren de Wilde und Benecke werden einem täglich lieber je mehr man mit ihnen zusammen ist. Letzterer schon lange Jahre von seiner Heimath, Berlin, getrennt, ist noch immer voller Anhänglichkeit

an dieselbe. — Die deutschen Kaufleute in der Hauptstadt wünschen die Beendigung des Krieges sehnlichst herbei. Bei der jetzigen Stokkung ihrer Geschäfte haben sie ohne alle Einnahme für ihren, nach hiesigem Styl einfachen Haushalt, für Besoldung ihrer Gehülfen und für ihre Agenturen an der Küste und in Europa eine jährliche Ausgabe von circa 30,000 Dollar oder 40,000 Thlr. Preuß. Courant.

Nach dem Kaffee sagen wir unseren freundlichen Wirthen und den übrigen Tischgenossen Adieu, um einen Spazierritt zu machen. Die Caballeria, wo unsere Pferde stehen, ist nur wenige Häuser von hier entfernt, weßhalb wir uns dorthin verfügen, um aufzusteigen. Herr D., ein Deutscher, hat hier ein großes Pferde-Pensionat, ähnlich wie Seeger in Berlin, aber bei weitem nicht in der Vollkommenheit. Er hat Stallung für 160 Pferde, Hufschmiede, Thierärzte u. s. w.; die monatliche Pension für ein Pferd ist 10 Dollar. Manche Pferde, die hier auf ihren Reiter warten, haben englische Sättel und Zäumung, aber die meisten sind in mexikanischer Art bekleidet. Einzelnes hieran finde ich recht zweckmäßig.

Indem wir durch die Stadt reiten, bemerken wir viele Damen auf den Balkons, sie haben nun ihre Schau-Toilette gemacht, da sie bald spazierenfahren werden. Dort neben der Wasserleitung sehen Sie das Haus unseres Gesandten, des Geheimen-Raths Seiffert, der als ein Mann von umfangreichen, gründlichen Kenntnissen und von dem hochachtbarsten Charakter hier großes Ansehen genießt. Ein Deutscher, aber Nichtpreuße, rühmte neulich, wie der Geheime-Rath Seiffert in Fällen, wo seine Vermittelung erbeten würde, sich jedes Deutschen mit dem größten Eifer annähme. Vor einigen Abenden hatte ich die Freude, mehrere Stunden in dem Familienkreise unseres Gesandten zuzubringen. — In der Richtung dieser Wasserleitung nach Westen machte Cortez seinen berühmten Rückzug in der trista nocte.

Von der Alameda, in die wir nun hineinreiten, hatten Sie mehr erwartet; der kleine Park, die winzigen Fontainen und die staubigen Wege machen keinen angenehmen Eindruck. Wir begegnen Equipagen mit Damen von auffallender Schönheit. Sehen Sie, jene Senorita

in dem blauen Wagen? Mit welcher Anmuth ihre weiße, zierliche Hand dem Caballero dort zuwinkt! Die mexikanischen Damen erscheinen stets im bloßen Kopfe. Bei aller Schönheit haben die meisten von ihnen doch etwas Starres, Lebloses in ihren Zügen, das selbst die Gluth der dunkelen Augen nicht ganz verbirgt. Ihre Blüthezeit ist kurz.

Nachdem wir die Alameda durchritten haben, gelangen wir auf den Paséo, eine breite Promenade mit mehreren Alleen. Die Equipagen sind hier gedrängter, man fährt Schritt und hat den Wagen zurückgeschlagen. Reiter sprengen zwischen und neben den Carossen umher. Hin und wieder hat ein mexikanischer Caballero eine Unterhaltung mit bekannten Damen, die in solchem Falle halten lassen. Manche ältere Senoras rauchen ihre Papier-Cigarren.

Wir kommen an einem großen steinernen Bassin mit künstlichem Wasserwerke vorüber, durch den südlichen Aquaduct in eine wenig besuchte Allee mit prächtigen, großen Bäumen noch voller Laub, und nach einigen Minuten befinden wir uns auf einer Blöße, die eine freie Aussicht nach der Südostseite des Thales gestattet. Die Sonne geht eben unter; noch sind die hohen Schneeberge glänzend weiß, aber das glühende Abendroth färbt sie allmälig, dann geht ihr rosiger Schein in Violet und dies in Blau über.

Vor uns ist der Weg durchschnitten; Brustwehren und Gräben sind noch nicht wieder planirt. Zur ungehemmten Wirkung der 2 Geschütze, die von hier die Stroße enfiliren sollten, sind die Bäume bis auf 500 Schritt niedergehauen worden. Rechts und links bemerken Sie Redaen, um die Straße unter ein kreuzendes Feuer zu bringen.

Die Gräben vor und neben uns bilden für Sie, den berühmten Sportsman, kein Hinderniß, aber nehmen Sie gütigst Rücksicht auf mich, da Sie wissen, daß ich gewagte Sprünge über und in das Wasser scheue, und lassen Sie uns forderſamst auf dem alten Wege zurückkehren. So, folgen wir nun rechts dem Aquaduct zur Stadt. Die Risse, durch welche hie und da das Wasser tröpfelt, rühren von Erdbeben her.

7*

L. of C.

Damit ich Ihnen Mexiko möglichst von allen Seiten zeige, erlauben Sie mir nun, Sie durch einige schlechtere Partieen zu führen.

Ein häßlicher Eingang, kleine, elende Häuser von Luftziegeln, das Innere der Wohnungen höhlenartig finster, die Straßen voll Schmutz und Leperos. Diese Leute, ähnlich den Lazaroni's in Neapel, ohne Besitz, ohne regelmäßige Beschäftigung, oft ohne Obdach, arbeiten vielleicht einen Tag in der Woche als Handlanger, Lastträger u. dgl., und leben von dem Erwerbe dieses einen Tages die ganze übrige Zeit der Woche, da Tertillas und einige Zwiebeln für den nothwendigen Untrhalt ausreichen. Ist mehr Geld vorhanden, so wird es für Papiercigarren und Pulque ausgegeben. Bisweilen hat der Lepero einen angenehmen Verdienst, der ihn mit einem Male reich macht, nämlich indem er einem Gentleman durch einen gewandten Griff unvermerkt die Taschen erleichtert, oder einem glücklichen Spieler, der Nachts vom Montetische heimkehrt, mit Gewalt die Börse abnimmt. In solchen Fällen ist Mord nichts Seltenes. Die Beute wird mit allerlei Ausschweifungen in kurzer Zeit durchgebracht.

Sie staunen über die Masse dieses Gesindels; wären wir zu Fuß, so würden wir Mühe haben, uns hindurch zu arbeiten, aber Sie mögen wissen, daß unter den 180,000 bis 200,000 Einwohnern von Mexiko sich 130,000 Leperos befinden.

Hier endlich in dieser Hauptstraße athmet man wieder freier, nicht mehr umschwärmt von den dichten Schaaren des unreinlichen Gesindels. Unter den kleineren Läden und Etablissements giebt es schon manche amerikanische, so lesen wir auf den Transparents: „Washington-Coffeehouse, Scots-Ale, Franklin-Hôtel etc. etc.“ Das zahlreiche Gefolge des kleinen amerikanischen Heeres hat hier gleich einträgliche Geschäfte angefangen.

Da sind wir zu unserer Wohnung zurückgekehrt. Wir ändern unsere Toilette, machen einige Visiten und besuchen um 7½ Uhr das Nationaltheater. Die Eintrittshalle mit den hohen jonischen Säulen ist noch von einer Menge Personen belebt. Wir gehen rasch hindurch, um nicht von irgend einem uns gleichgültigen Bekannten zum Besuche

des Boardroom's (des Schenkzimmers) eingeladen zu werden, bezahlen den Platz mit einem Dollar und setzen uns nahe der Bühne in's Parquet zu einigen befreundeten Officieren. Die amerikanischen Grundsätze von Gleichheit bringen es mit sich, daß hier alle Plätze mit alleiniger Ausnahme der Galerie denselben Rang und Preis haben.

Das Gebäude ist großartig und schön, die Ausstattung reich und geschmackvoll, aber das in spanischer Sprache gegebene Schauspiel und das Orchester sind schlecht. Letzteres zeigt sich auch wenig aufmerksam, denn die geschwätzigen Musiker beginnen ihr Spiel erst gegen das Ende der langen Pausen. Da Sie des Französischen und des Italienischen vollkommen Herr sind, so werden Sie auch im Spanischen fast jedes Wort verstehen; ich begnüge mich mit Kenntniß des Stücks im Allgemeinen. Die von den Amerikanern gefeierte Canete macht den Pariser Taugenichts. Wir bemerken, daß die Sieger in ihrer Heimath nicht verwöhnt worden sind.

Damen besuchen das Theater nicht. Auf denselben Plätzen, wo früher die Schönen im feinsten Schmucke gestrahlt haben, sieht man jetzt gemeine amerikanische Soldaten, welche häufig einen gräulichen Lärm machen und sich überhaupt nach europäischen Ansichten höchst ungebührlich betragen. Den Mexikanern und auch den Fremden ist dadurch der Besuch des Theaters verleidet, obwohl sonst regelmäßig, gehen sie jetzt gar nicht hinein.

Die Schauspieler sind eben abgetreten, da ruft ein betrunkener Soldat: „Yankee-Doodle!" und ein mächtiges Geschrei aus hundert Kehlen, so wie das erschütternde Stampfen mit Absätzen, Stöcken und Säbelscheiden beweist die Popularität des kundgegebenen Wunsches. Das Orchester spielt den Yankee-Doodle, ein Volksstück ohne musikalischen Werth, das aus den Zeiten des amerikanischen Freiheitskampfes von einem Spottliede der Engländer herrührt. Natürlich wird das ganze Stück von dem Publikum auf die lärmendste Weise begleitet. Wir hören nur einen Theil davon, sind übrig befriedigt durch den gehabten Kunstgenuß und verlassen das Haus.

Für einige leibliche Nahrung ist bei Herrn Laurent, unserm Wirthe, bald gesorgt. Wir treffen in seinem Salon einige Herren, die heute mit den Rangers angekommen sind, und erfahren unter anderen Neuigkeiten aus Puebla den Tod eines bekannten, und wegen seiner Bravour sehr achtungswerthen Officiers. Derselbe ist in einem verzweiflungsvollen Kampfe gegen die Guerilleros, mit 30 Wunden bedeckt, geblieben. Wir bedauern aufrichtig diesen Verlust und verlassen den Salon, um uns zur Ruhe zu begeben.

Nach dieser Schilderung eines Decembertags in Mexiko, deren ich dort mehrere sehr genußreich verlebt habe, und die mir noch mehr Genuß gewährt haben würden, wenn Sie, mein lieber Busche! dort mein Begleiter in der Wirklichkeit gewesen wären, wende ich mich wieder zu der Fortsetzung meiner oben abgebrochenen Erzählung.

Am 6., 7. und 8. December traf eine Verstärkung von im Ganzen 4000 Mann ein, was die Garnison auf 10,000 Mann dienstfähiger Soldaten brachte. Nachdem ich am letztgenannten Tage noch einem größeren Diner von 5 bis 12 Uhr beim General Scott beigewohnt hatte, trat ich am nächsten Morgen den Rückmarsch nach Vera Cruz an. Der Convoi bestand aus dem 2. Artillerie-Regimente, dienstthuend als Infanterie, aus 150 Mann Cavallerie und 4 Geschützen, aus 450 Militair-Transportwagen, aus 3 Diligencen, vielen Reisenden zu Pferde, Kaufleuten, Lastwagen und 3000 bis 4000 Maulthieren. Major General Twiggs, vom General Scott zum Gouverneur von Vera Cruz ernannt, führte den Befehl über diesen Train. Die zahlreichen Wagen dienten nicht allein zur Fortschaffung von Invaliden, sondern auch zum Transport der Mannschaft vom 2. Artillerie-Regimente. Der Convoi konnte auf diese Art stärkere Märsche machen, und gelangte am 22. December an seinen Bestimmungsort. So lange wir uns während dieses Zuges auf der Hochebene befanden, war uns des Nachts und bei Tages-Anbruch die Kälte recht fühlbar. In Perote lag Mittags noch fingerdickes Eis auf den Straßen. Einen

äußerst wohlthuenden Eindruck machte hiernach die milde Luft in Jalapa, das ich mit einigen anderen Herren von Perote aus in einem Tage erreichte. Perote liegt 7700 Fuß hoch und mit Ausnahme der Südostseite frei, Jalapa nur 4200 Fuß hoch und gegen kalte Winde geschützt. Der nächste Marsch von Jalapa aus brachte uns schon in die terra caliente, was wir nicht allein durch die wärmere Luft und die blüthenreichen Wälder, sondern auch durch Muskitos und andere fatale Insecten gewahr wurden. Neckereien durch Guerilleros fielen nur zwei Mal vor. Ein Versuch von 7 solcher Kerle, einen zurückgebliebenen Wagen fortzunehmen, wurde durch die Entschlossenheit und die kampfgeübte Faust des Lieutenants Macdonell vereitelt, aber in der Nähe von Vera Cruz ward Lieutenant Gordon, ein vortrefflicher junger Officier, durch mehre Kugeln aus einem nahen Gebüsche schwer verwundet, ohne daß die Thäter erreicht werden konnten.

Es machte mir Freude, das Meer wieder zu sehen. Der Rest eines mehrtägigen Nordsturmes hielt es in prächtiger Aufregung. Bei unserm Consul, dem Herrn d'Oleire, der sich äußerst freundschaftlich gegen mich bewies, erfuhr ich, daß die Fahrt nach Havanna in der kürzesten Zeit über New-Orleans zu machen sei. Deßhalb benutzte ich das Dampfboot gleiches Namens, welches am 24. December dahin abging. Der heilige Abend und die Weihnachtsfeiertage gaben viel Veranlassung, der lieben Heimath zu gedenken. Das Wetter begünstigte unsere Fahrt, die indessen wegen der Ueberfüllung mit Passagieren, von denen viele krank wurden, und wegen der abscheulichen Unreinlichkeit, die auf dem Schiffe herrschte, keineswegs angenehm war. Am 27. December Abends liefen wir in den Missisippi ein, und am 28. Morgens 10 Uhr landeten wir in New-Orleans.

Diese Stadt, größten Theils neu und fortwährend in mächtigem Wachsthum begriffen, hat in ihren Gebäuden, Plätzen u. s. w. wenig Schönes, aber die Großartigkeit und das frische, rührige Leben in ihrem Handelsverkehr ist überraschend, besonders für Jemand, der von Merico kommt. Unmittelbar nach Weihnachten beginnt die Hauptsaison. Die Zuckererndte ist vorüber, die Plantagenbesitzer kommen

zur Stadt, ihre Waaren zu verkaufen und sich mit anderen nothwendigen Vorräthen zu versorgen. Zur Entschädigung für die Einsamkeit des Landlebens pflegen diese Farmer mit ihren Familien 4 bis 6 Wochen in New-Orleans zuzubringen. Ein Heer von Krämern aus kleineren Städten strömt herbei, um die Geschäfte mit den Großhandlungen abzuschließen. Die Bevölkerung, welche vom Juli bis October nur 50,000 Menschen zählt, steigt dann auf 140,000. Alle Arbeit wird theuer bezahlt, man sieht daher, daß in den Werkstätten bis tief in die Nacht rüstig darauf los gearbeitet wird. Die Waaren finden raschen Absatz, weil die westlichen und nordwestlichen Staaten der Union, die jetzt kräftig emporblühen, sich von hieraus versorgen. In den Zeitungen lies't man täglich den Abgang von etwa 40 Schiffen angekündigt.

Materielle Genüsse werden hier weit mehr gesucht als geistige. In einer Kirche, die für 1500 Personen Raum hatte, fand ich während der Predigt nur 5. Dagegen wurde in St. Charles-Hotel täglich eine Mittagstafel für 450 — 500 Personen gedeckt, und unter allen Gebäuden in New-Orleans ist dies Hotel hervorstechend das großartigste und brillanteste. Die elenden Stücke, welche im Theater mit vielem Beifall aufgenommen wurden, zeigten den rohen ungebildeten Geschmack des Publicums, bei dem die schönen Künste neben Zucker, Baumwolle, Taback u. s. w. noch in langer Zeit keinen tauglichen Boden finden werden.

Zur Fahrt nach Havanna hatte ich einen Platz in der Paquet-Brig T. Street genommen, die am 30. December abgehen sollte. Weil meine Effecten bereits am Bord waren, brachte ich die Sylvesternacht dort zu, obwohl ich erfahren hatte, daß wir erst am folgenden Tage die Anker lichten würden. In meiner Einsamkeit auf den dunkeln Wassern des Mississippi konnte ich beim Scheiden des Jahres ungestört den Erinnerungen an die theure Heimath, den Betrachtungen über Vergangenes und den Gedanken an die Zukunft mich hingeben.

Am folgenden Morgen machte mir in Abwesenheit des Capitains der Obersteuermann bekannt, daß wir erst Abends zwischen 6 und 7

Uhr abfahren würden, sagte mir aber nicht, daß die Brig vorher ihren Ankerplatz am Werft verändern werde. Dies veranlaßte, daß ich von einem Gange in die Stadt um 5 Uhr zurückkehrend, das Schiff nicht mehr auffand, obgleich es — wie ich später hörte — noch bis gegen 10 Uhr auf seiner neuen Ankerstelle lag. Die Abfahrt einer anderen Brig hatte mich zu dem Irrthume verleitet, daß die T. Street schon auf dem Wege zur Mündung des Flusses sei. Das war ein verdrießlicher Neujahrstag. —

Die Reise nach Havanna wurde nun auf der A. Gray angetreten, dem nächsten Schiffe, das dahin abging. Am 4. Januar Abends, als es bereits völlig dunkel war, holte ein großes Dampfboot unsere Brig und 3 andere Fahrzeuge ab, um uns in See zu bringen (125 englische Meilen). Wir hatten aber kaum die Schwenkung von unserem Ankerplatze ausgeführt, als ein ähnlicher Schleppzug uns begegnete und ein kolossaler Dreimaster in unsere Takelage fuhr, mehrere Raaen und unseren Hauptmast zerschmetterte, der unter entsetzlichem Krachen über das Passagier-Verdeck stürzte. Die Sache sah drohend aus, doch hatte unser Schiff keinen Leck bekommen und es war Niemand darauf beschädigt worden. Mehr als drei Tage verliefen, bis die Brig segelfertig hergestellt wurde, abermals für mich eine recht unangenehme Verzögerung. Die Fahrt vom 8. Januar früh bis zur Ankunft in Havanna am 11., Nachts um 10 Uhr, vom Winde sehr begünstigt, war im Uebrigen äußerst unbehaglich.

Der Abstecher nach Havanna hat mir viel Zeit und Geld gekostet, dennoch ist es mir recht lieb, ihn gemacht zu haben. Die Aussicht von dem Fort Cabanna über Hafen, Stadt und Thal, über die zahllosen Schiffe aller Nationen, auf das rege Leben, die weit ausgedehnten weißen Häuserreihen mit mannigfachen Verzierungen, über die vielen Palmenhügel, fruchtbaren Gefilde, freundlichen Villen, stolzen Kastelle und über den blauen Ocean mit seiner wildschäumenden Brandung — dies Alles in schönster Beleuchtung — wird für immer ein erfreuliches Bild in meinen Reiseerinnerungen bleiben. Was das Klima anbetrifft, so wird der Nordländer, der seinem eisigen Winter

entfliehen will, diese Zeit nirgends angenehmer zubringen, als auf der Insel Cuba, die deßhalb auch von vielen Amerikanern besucht wird. Die Bekanntschaft mit verschiedenen Landsleuten in Havanna machte mir den dortigen Aufenthalt noch werthvoller. Nachdem ich die Stadt und ihre näheren Umgebungen besichtigt hatte, machte ich einen Ausflug nach Guines im Inneren der Insel, und von da aus nach mehreren Plantagen. Diese zogen mich um so mehr an, als sie mir ganz neue Erscheinungen darboten, denn in der Republik Mexiko konnte ich mich nicht so weit aus dem Waffenbereiche meiner Freunde entfernen, um dergleichen Anlagen zu betrachten. Mutter Natur hat über die Insel Cuba ihr Füllhorn des Ueberflusses im reichsten Maße ausgeschüttet; die Fruchtbarkeit dieses Eilandes ist staunenerregend. In manchen Gegenden von Deutschland gilt der Gewinn einer 6 bis 8 fachen Roggeneinsaat als eine befriedigende Erndte, während man hier an Mais, der recht gut verkäuflich ist, die 2000 — 2400 fache Aussaat erndtet. Es giebt hier eine große Zahl von Producten, die bei gehörigem Anbau den lohnendsten Ertrag liefern. Doch liegen noch fünf Sechstheile des culturfähigen Landes wüst. Wie viel tausend Deutsche, die daheim mit aller Anstrengung kaum das tägliche Brod erwerben, könnten auf Cuba noch Wohlstand und Zufriedenheit finden! — Als ich bei meiner Rückkehr von Guines diese Betrachtung gegen einen Bekannten äußerte, sagte mir derselbe, daß Herr Tito Visino den Plan hege, deutsche Colonisten nach Cuba zu bringen. Dies veranlaßte mich, Herrn Visino einen Besuch abzustatten. Die Bekanntschaft mit diesem höchst interessanten Manne, voll Wissen, Erfahrungen und Unternehmungsgeist, und die Mittheilungen über seinen Colonisationsplan, die er mir auf die freundlichste Weise machte, befriedigten mich über alle Erwartung. Wichtig ist, daß er ein Asyl für arme, arbeitsame und unbescholtene Familien schaffen will, wo diese in nicht langer Zeit ein werthvolles Eigenthum erwerben können, das mit einer verhältnißmäßig geringen Abgabe behaftet ist. Herr Visino wird sich in diesem Frühjahre nach Spanien begeben, um die noch erforderlichen Garantieen für die Colonie zu erwirken, und dann

seinen Plan dem deutschen Bunde vorlegen. In einer Zeit, wo der Pauperismus drohend um sich greift und bedeutende Opfer von Seiten des Staates und der Communen nicht ausreichen, dem Uebel dauernd abzuhelfen, scheint mir obiges Project, das im Falle des Gelingens nicht ohne weitere Folgen sein würde, aller Berücksichtigung werth.

Eine recht genußreiche Unterhaltung in Havanna war mir die Abendpromenade auf der Plaza de armas. Letztere besteht in einem Viereck von mäßiger Ausdehnung vor dem Palaste des Gouverneurs mit schönen Rasenbeeten, Rosen und anderen Blumen, Palmen, Fontainen, Marmor-Statuen u. s. w. Jeden Abend von 8 bis 9 Uhr spielt hier die Musikbande eines Regiments und dann ist ein zahlreiches Publicum, worunter viel feine Welt, auf diesem Platze versammelt. Man sieht hier ein Gemisch der verschiedensten Nationen und Trachten. Vorzugsweise werden die Blicke gefesselt durch die hübschen Spanierinnen und Kreolinnen, die anmuthig hingelehnt in ihren leichten, blitzenden Volanten, die Abendkühle und die süßen Töne der Musik behaglich einathmen.

Bei meinem Umherwandeln mitten unter interessanten Gruppen oder ruhend auf einer Marmorbank unter Palmen — vor mir den lieblichen Platz, weiterhin die hellerleuchteten Paläste und das weißschimmernde Portal vor dem Grabe des Columbus, über dem Ganzen das prächtige Himmelszelt in seinem köstlichen Blau und seinem reichen Sternenschmucke — in diesem dolce farniente umweht von der weichen, duftigen Tropenluft wünschte ich oft recht sehnlich, daß Sie, theurer Busche, den Genuß mit mir getheilt hätten, während Sie vielleicht zu derselben Zeit auf dem Rückwege von einem Balle trotz Pelz und Ueberschuhen durch unsern vaterländischen Ostwind wenig erquickt wurden.

Fortgesetzt am Bord der Barke Lyra in der Delaware-Bai
den 11. Februar 1848.

Die Bekanntschaft mit Herrn Visino, welche ich erst in den letzten Tagen meines Aufenthaltes zu Havanna machte, hat mich verhindert, diesen Brief zu beendigen und mit dem englischen Dampfboote abzusenden, weßhalb nun noch einige Nachträge erfolgen.

Von Havanna wollte ich nach Charleston segeln und zu Lande über Washington nach dem Norden reisen, fand aber dorthin kein Schiff designirt, und habe mich deßhalb am 30. v. M. nach Philadelphia eingeschifft. Unsere Lyra ist ein neues hübsches Fahrzeug von 250 Tonnen, sehr reinlich, die Kost gut, der Capitain ein renommirter Seemann, außer mir kein Passagier am Bord. Die Fahrt von Havanna nach Philadelphia wird gewöhnlich in 8 Tagen gemacht, wir kommen heute, am 13. Tage, erst an's Ziel.

Bei unserem Absegeln aus dem schönen Hafen von Havanna hatten wir einen prächtigen Morgen. Stadt und Forts blieben uns noch lange sichtbar und die blauen Hügelketten von Havanna nach Matanzas hin konnten wir bis gegen Abend wahrnehmen. Am 1. Februar passirten wir die große Bahama-Bank, ein unbewohntes Eiland von Sand und Korallenfelsen. Am 2. Februar hatten wir eine starke Brise, sahen viele fliegende Fische und mehrere Wasserhosen, deren eine ganz in unserer Nähe war. Am 3. Februar trat erst eine Windstille ein, dann eine heftige Brise und von 11 Uhr Nachts an eine ungestüme Kühlung (gale). Die Lyra machte tüchtige Schwingungen, das Brausen von Wind und Wellen war betäubend, das Meer prachtvoll. Die Kühlung dauerte an den beiden folgenden Tagen fort. Am 6. Februar hatten wir dagegen einen Ruhetag, d. h. das Wetter war wieder ruhig geworden, und wir trieben in der Floridaströmung langsam weiter. Am 7. und 8. Februar trat wieder eine starke Kühlung ein und zugleich ward es merklich kälter. Der Thermometer, welcher in Havanna auf 20 bis 22 Grad Reaumur gestanden hatte, fiel auf 6 bis 7 Grad. Leider hatten wir den Wind immer im Gesichte, und mußten deßhalb laviren. Am 9. Februar

hatten wir eine günstige Brise, der Himmel ward wieder klar, die Luft noch kälter. Der Capitain glaubte Walfische zu bemerken. In der folgenden Nacht liefen wir in die Delaware=Bai ein, was ich aber erst am folgenden Morgen durch das angenehme Gefühl einer sanften Bewegung unsers Schiffes gewahr wurde. Der Anblick des Landes am 10. Februar nach einer elftägigen Entbehrung war mir sehr erfreulich. Die Bai ist großartig. Am Abend sahen wir mehrere ausgedehnte Torfbrände, zum Theil nahe am Ufer der Bai, welche ein prächtiges Schauspiel gewährten. In der Nacht ward Eis hörbar. Windstille und Ebbe nöthigten uns zum Ankern. Heute am 11. Februar fährt uns ein Dampfboot zu Berg. In der Bai sind sehr viele Fahrzeuge in Bewegung. Am Ufer treten hin und wieder große Etablissements hervor, Manufacturen und Fabriken verschiedener Art mit schönen Gebäuden. Wegen der Kälte und der scharfen Zugluft ist es aber auf dem Verdecke nicht lange auszuhalten. Nachmittags um 4 Uhr werden wir in Philadelphia sein.

Fortgesetzt New=York den 14. Februar 1848.

In Piladelphia war ich nur zwei Tage. Gestern Abend nach einer fünfstündigen Fahrt bin ich hier angelangt, wo ich wieder in dem Hause des Kaufmanns Herrn Georg Meyer, dem ich durch Vermittlung meines Bruders empfohlen worden, die zuvorkommendste und freundlichste Aufnahme gefunden habe. Morgen früh halb 7 Uhr geht es weiter nach dem Niagarafall, und wahrscheinlich am 24. d. M. zurück nach Europa auf dem Segelschiffe la Havre, designirt nach Havre. Dieses Schiff ist neu und stark, weßhalb ein Sturm von Westen nach Osten willkommen sein wird.

Seit meiner Krankheit in Jalapa im August v. J. war ich nicht einen Tag unwohl. Vor 14 Tagen noch in der heißen Zone,

fühle ich mich doch jetzt in dem nordischen Winter nicht unbehaglich.

Meinen lieben Freunden rufe ich aus vollem Herzen Lebewohl zu und hoffe auf ein baldiges frohes Wiedersehen.

v. Grone.

LB N 06

JUN 10 1903

Literarische Anzeige.

Bei George Westermann in Braunschweig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Briefe aus Indien

von

Dr. W. Hoffmeister,

Arzt im Gefolge Sr. Königl. Hoheit

des Prinzen Waldemar von Preußen.

Nach dessen nachgelassenen Briefen und Tagebüchern
herausgegeben von
Dr. A. Hoffmeister.

Mit einer Vorrede von C. Ritter
und
sieben topographischen Karten.

Preis $2^1/_2$ Thlr.

Durch dieses Werk ist für die Charakteristik des orientalischen Völkerlebens der Gegenwart am Ganges und Indus, wie auf Ceylon und in den hohen Himalaya-Thälern eine ganz neue Seite der Anschauung gewonnen, da die Briefe Mittheilungen eines der Reisegefährten des ersten deutschen Fürsten enthalten, welcher Ceylon, Bengalen und die Höfe von Oude und Katmandu besuchte.

Deacidified using the Bookkeeper process.
Neutralizing agent: Magnesium Oxide
Treatment Date: May 2010

PreservationTechnologies
A WORLD LEADER IN COLLECTIONS PRESERVATION
111 Thomson Park Drive
Cranberry Township, PA 16066
(724) 779-2111


LIBRARY OF CONGRESS
0 011 897 217 A